Die «Deutsche Adria-Zeitung» erscheint täglich morgens, auch sonntags. Bezugspreis: in Italien monatlich Lire 25.—, im Reich monatlich RM 3.— zuzüglich RM 0.42 Zustellgebühr. Bestellungen aus Italien an den Verlag, im Reich bei jeder Postanstalt. Postverlagsort Klagenfurt 2. Zuschriften aus dem Reich und von Wehrmachts- und Einsatzdienststellen müssen mit dem Leitvermerk: «Durch Deutsche Dienstpost Adria» versehen werden. Z. Zt. ist Preisliste 1 v. 1./I./44 gültig.

Nr. 288 - Jahrgang 1

S. I. A. P.
BIBLIOTECA COMUNALE
UDINE
VIA BARTOLINI
SVZJ

DEUTSCHE -ZEITUNG

Sonntag 29. Oktober 1944

Triest, Piazza Goldoni 1. Fernsprecher: Sammelnummer 93 806; ausserdem über Militärnetz 210. Fernschreiber: 064 657. Berliner Schriftleitung: Berlin W 8, Jägerstrasse 70, Tel.: 11 26 17. Bankkonto: Sparkasse der Stadt Triest und Banco di Roma, Triest. In Tarvis: Banca del Friuli. Postscheck: Triest 11/6007. In Deutschl. Postscheckkonto der Dresdner Bank, Berlin Nr. 800 mit Angabe «für Deutsche Adria-Zeitung, Triest», K.to 642 111.

Preis L. 1.—, im Reich 20 Rpf.

Sowjetstoss gestoppt

BERLIN

In der Schlacht um Ostpreussen wurden nach den neuesten Meldungen bisher 1 078 sowjetische Panzer vernichtet oder ausser Gefecht gesetzt. Die meisten Wracks liegen in dem von den deutschen Truppen zurückeroberten Raum und sind daher der Reparatur und der Wiederverwendung durch die Sowjetarmee entzogen. Ein so unverheerter Ausfall der stärksten Offensivwaffen kann nicht so schnell ersetzt werden, zumal die Bolschewisten auch an anderen Fronten gebunden sind. Daher hat die Angriffskraft ihrer Angriffe gegen den ersten Offensivtagen wesentlich nachgelassen.

USA-Elite zerschlagen

Eigene FS-Meldung

BERLIN

Eine der bekanntesten und traditionsnächsten USA-Divisionen aus den ersten und jetzigen Weltkrieg, die unter der Bezeichnung «Old Hickory» überall bekannte 30. USA-Division ist vor Aachen so schwer mitgenommen worden, dass sie zurückgezogen werden musste, um neu aufgestellt zu werden. Dies gelten vor Aachen gefangengenommene Angehörige dieser Division sind.

Die jetzt von Generalmajor Hobbs befehligte Division wurde 1917 aufgestellt und war bei den Kämpfen um Ypern und an der Somme massgeblich beteiligt. Gegen Ende des ersten Weltkriegs wurde sie gegen die Hindenburg-Linie eingesetzt. 1919 wurde die 30. Division demobilisiert und erst wieder 1940 aufgestellt, 1943 wurde die Division nach England verlegt, wo sie in mehrmonatigen Uebungen für die Invasion ausgebildet wurde.

Auf Sizilien Kleinkrieg gegen Bonomi-Behörden

Die Hintergründe des Aufruhrs und die Rolle der Separatisten - Beamte der Alliierten verlassen die Insel

Eigener FS-Bericht

MADRID

Fast unbemerkt von der übrigen Welt, hat sich auf Sizilien ein Drama abgespielt, bei dem die sizilianische Bevölkerung wieder einmal das Opfer von Mächten geworden ist, die dort einen unterirdischen Machtkampf führten.

Seit Monaten war die Rede von einer Separatistenbewegung auf Sizilien. Im Zuge der allgemeinen Wirren in Italien und der Machtlosigkeit der Bonomi-Regierung vermochte sie vorzüglich zu gedeihen. Die britische Regierung bequemte sich eines Tages zu der fadenscheinigen Erklärung, dass sie in der separatistischen Angelegenheit «völlig neutral» sei, was für die Bonomi-Regierung einen Schlag ins Gesicht bedeutete, die in dieser Bewegung eine grosse Gefahr sah und sich den Selbständigkeitsbestrebungen Siziliens widersetzte. Während seines Besuches in Italien verhandelte Churchill über seine Mitarbeiter mit dem sizilianischen Separatistenführer Andrea Finochiano Aprile, um von ihm Vorschläge über eine Zusammenarbeit entgegenzunehmen für den Fall, dass Sizilien britischer Stützpunkt im Mittelmeer würde. Man unterhielt sich ganz offen über alle mit diesem Punkt zusammenhängenden Fragen, und zwar ohne Rücksicht auf die Ansicht der Bonomi-Regierung.

Als Churchill abgereist war, nahm der Separatistenführer die Verhandlungen mit den Moskauer Vertretern auf. Sie müssen ihm wohl günstigere Perspektiven eröffnet haben, denn der britische Einfluss auf Sizilien trat zusehends zurück und die Kommunisten vermochten in aller Ruhe einen Putsch vorzubereiten. Der Secret Service kam hinter diese Vorgänge. Wieweit nun das angloamerikanische Hauptquartier die Aktion der Bonomi-Truppenverbände gegen das Hauptquartier der Separatisten beeinflusst hat, bleibt undurchsichtig. Jedenfalls zeigte sich plötzlich London, nachdem die Kommunisten so massgeblichen Einfluss in der Bewegung gewonnen hatten, desinteressiert an einer Zusammenarbeit mit den Separatisten. Der Befehl zur Aushebung des separatistischen Hauptquartiers fiel ungefähr zusammen mit einem Befehl der Bolschewisten zum allgemeinen Aufruhr. Es kam in Palermi zu blutigen Zusammenstössen und Strassenkämpfen, wobei mehr als hundert Personen erschossen wurden. Moskau gegenüber trägt Bonomi die Verantwortung, denn den Schiessbefehl gab er. Er hat sich nach aussen hin mit der Blutschuld belastet und wird dafür vielleicht einmal zur Verantwortung gezogen, ohne dass die Engländer ihn schützen.

In den Berichten der britischen und nordamerikanischen Presse, die über die Vorgänge in Palermo Einzelheiten melden, ist von den inneren Zusammenhängen diesss bereits schon monatelang unter der Decke schwelenden Gegensatzes nicht die Rede. Man liest von blutigen Zusammenstössen, die durch den Hunger heraufbeschworen seien, der mit unverminderter Heftigkeit unter der sizilianischen Bevölkerung wütet, allerdings war der Hunger der beste Bundesgenosse der Separatistenbewegung, die auf mehr als 400 000 Mitglieder angewachsen ist und täglich neue Anhänger gewinnt. Nach einem Bericht des Adjutanten des Generals Clark hat die Aktion der Bonomi-Regierung nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Die meisten Unterführer konnten bei der Aushebung des separatistischen Hauptquartiers flüchten und werden von Anhängern der Bewegung versteckt gehalten. Es hat ein Kleinkrieg gegen die Bonomi-Behörden begonnen, der der Maquisbewegung in Südfrankreich ähnelt.

Nach den Kämpfen in Palermo ist auf ganz Sizilien der alte Maffia-Geist wiedererwacht, der durch die kommunistische Idee von neuem genährt wird. Ganz Sizilien ist wieder in Alarmzustand. Die Verkehrsverbindungen sind unterbrochen, und es bestehen keinerlei Möglichkeiten, die Bevölkerung auch nur mit dem Notwendigsten zu versorgen. Mitglieder der alliierten UNRRA haben die Insel fluchtartig verlassen, da die separatistischen Partisanen, die das ganze Land durchziehen, nicht nur Jagd auf Bonomi-Anhänger machen, sondern auch auf Ausländer, die sie mitverantwortlich machen für die Zustände auf der Insel.

Ernste Unruhen befürchtet

STOCKHOLM

Nach den letzten neutralen Berichten aus Rom fürchtet man dort in immer wachsendem Masse, dass die in Palermo ausgebrochenen Unruhen auch auf das italienische Festland, beispielsweise nach Neapel und Rom, überspringen könnten. Schon jetzt komme es in den italienischen Grossstädten jede Nacht zu Schiessereien rings um die alliierten Proviantlager, die von hungernden Italienern angegriffen würden.

Im Bereich der Scheldemündung gehen die harten Kämpfe weiter. Besonders an der Ostseite der Halbinsel Süd-Beverland wird schwer gerungen. Dem Feind bleibt der Zutritt zum Hafen von Antwerpen nach wie vor gesperrt (Siehe auch Seite 2)

Kalte Dusche für Verräter

Streit um die italienschen Kolonien

Von Dr. Josef Schmitz-Forst

VENEDIG

Auf die Frage des arbeiterparteilichen Abgeordneten Barstow im Unterhaus, ob Italien seine Kolonien verloren habe, antwortete Eden knapp und sarkastisch: «*Yes, Sir!*» Diese Erklärung traf wie ein kalter Wasserstrahl die Politiker der Bonomi-Regierung in Rom, die eben geglaubt hatten, nach den «moralischen Ermunterungen», die dem antifaschistischen Italien in der Quebec-Erklärung Roosevelts und Churchills gegeben worden waren, Hoffnung schöpfen zu können.

Die Frage der italienischen Kolonien steht in dem grösseren Zusammenhang der italienischen Waffenstillstandsbedingungen, auf deren Abänderung die Regierung Bonomi dringt. Die Anfrage des arbeiterparteilichen Abgeordneten im Unterhaus war zweifellos von britischer Regierungsseite vorbereitet und ebenso das Spiel, das sich an sie anschliessen sollte. Auf der Stelle begann in Rom eine heftige Pressekampagne gegen die Eden-Erklärung. Bonomi selbst fühlte sich sofort veranlasst, die Flucht in die Oeffentlichkeit anzutreten, indem er dem Vertreter der «New York Times» ein Interview gewährte. Er machte in diesem Interview einen Unterschied zwischen den alten italienischen Kolonien, d.h. also Eryträa, Somaliland, Libyen und dem faschistischen Imperium, d.h. Abessinien. Bonomi glaubte, dass er Italien auch aussenpolitisch auf das Jahr 1922 zurückschrauben könne, wie dies seit Badoglio in innenpolitischer Hinsicht geschehen ist. Er stellte die grundsätzliche Frage, ob Italien sich als besiegte Macht zu betrachten habe, da es sich doch am 8. September auf die Seite der Engländer und Amerikaner geschlagen habe. Wenn heute diese Frage Schwierigkeiten bereite, so sei dies darauf zurückzuführen, dass die Männer des 25. Juli und 8. September 1943 es nicht verstanden hätten, in der rechten Weise zur Mitkriegführung zu gelangen. Mit anderen Worten: Bonomi klagte Badoglio und seine Mithelfer wegen der fehlerhaften Technik ihres Verrates an.

Die Antwort Londons liess nicht lange auf sich warten. Wie vor kurzem gemeldet wurde, wiederholte die Arbeiterpartei ihre Anfrage über das Schicksal der italienische Kolonien. Diesmal antwortete der Minister Law und bestätigte die Erklärung des Aussenministers Eden. Er liess keinen Zweifel darüber, dass kein Unterschied zwischen dem faschistischen Imperium und den sogenannten alten italienischen Kolonien gemacht werde. Die Anfrage des arbeiterparteilichen Abgeordneten war so formuliert, das sie Aufklärung darüber forderte, ob Eryträa das Schicksal Aethiopiens teilen werde. Es verdient angemerkt zu werden, dass die Berichterstattung über die erste Anfrage des arbeiterparteilichen Abgeordneten Barstow, auf die Eden antwortete, sich konkret auf das Somaliland bezog. Mit anderen Worten: bei der Diskussion im britischen Unterhaus stand die Frage des Roten Meeres im Vordergrund. Auf sie ging der konservative Abgeordnete Astor, der sich der arbeiterparteilichen Anfrage anschloss, besonders ein. Er erklärte wörtlich: «Es ist notwendig, sich darüber Rechenschaft zu geben, dass man sich einer starken Opposition gegenübersehen würde, wenn man versuchen sollte, Italien auf unsere Verbindungswege im Roten Meer zurückkehren zu lassen.»

Damit ist die machtpolitische Seite, die das italienische Kolonialproblem trägt, klar herausgestellt. Der Krieg gegen Italien hat für England den Sinn eines Kampfes um die Sicherung des Roten Meeres und Aegyptens gewonnen. Das Bestreben Grossbritanniens, Aegypten, das Rote Meer und den Suez-Kanal zu sichern, beschränkt sich nicht nur auf das Rote Meer, sondern greift auch auf Libyen über. Der Krieg hatte kaum begonnen, als die britische Aussenpolitik offen die Beziehung zu dem Scheich Sayed Idris, dem letzten Senoussi-Scheich, anknüpfte, der sich flüchtig in Aegypten aufhielt. Idris wurde von Eden öffentlich die Zusage gegeben, dass die Italiener niemals mehr nach der Cyrenaika zurückkehren würden. Einige Tage vor der Eden-Erklärung über die italienischen Kolonien traf Scheich Idris in der Cyrenaika ein. Aus der kurzen Erklärung, die er abgab, war zu erkennen, dass er beabsichtigt, die italienische Kolonisation rückgängig zu machen und die Cyrenaika wieder in ein «Land der Beduinen» zurückzuverwandeln. Die Rückkehr der Wüste an die Küste der Cyrenaika würde den strategischen Schutzgürtel um Aegypten wesentlich verbreitern, und dies ist britisches Interesse.

Die Diskussion über die koloniale Frage hat den antifaschistischen Politikern in Rom zur Kenntnis gebracht, dass sich die machtpolitischen Probleme durch ideologische Diskussionen nicht aufheben lassen. Sie hatten allen Ernstes geglaubt, dass innerhalb einer neuen demokratischen Weltordnung die Realität der machtpolitischen Probleme wenn nicht eine Aenderung, so doch eine Abmilderung erfahren werde. Charakteristisch für diese Auffassung war eine Rede, die Graf Sforza vor einiger Zeit im Teatro Eliseo in Rom hielt; er erklärte sich in ihr zum Verzicht auf alle italienischen Kolonien bereit. Ebenso sollten jedoch auch die anderen Kolonialmächte auf ihre Besitzungen in Afrika verzichten. Der afrikanische Kontinent möchte dann unter eine gemeinsame Verwaltung der Weltdemokratie genommen werden. Es sind dies, wie leicht einzusehen ist, die gleichen Theorien, die im ersten Jahrzehnt nach dem Weltkrieg 1914-18 in der Genfer Liga zu hören waren.

Man muss jedoch die Frage stellen, gegen wen das Frage- und Antwortspiel im Unterhaus inszeniert wurde. Ging es den Abgeordneten und Sprechern der britischen Aussenpolitik lediglich darum, die Illusionen Bonomis und der antifaschistischen Politiker in Rom zu beseitigen? Warum erfolgten die Erklärungen über die italienischen Kolonien so dicht auf die «moralischen Ermunterungen» Churchills und Roosevelts in Quebec? Diese Fragen stellen heisst sie zu beantworten. Wie aus verschiedenen Anzeichen zu ersehen ist, hat der Streit um das italienische Erbe unter der Decke zwischen den Engländern und Amerikanern schon seit einiger Zeit begonnen, — ein Erbschaftsstreit, der zunächst noch ohne Rücksicht darauf geführt wird, dass noch ein dritter Anwärter, die Sowjetunion, vorhanden ist. Nordamerika hat in den letzten Wochen beträchtliche Anstrengungen gemacht, um sich eine Stellung im italienischen Mutterland, d.h. im besetzten Italien zu schaffen. Der grösste Schlag, den die Politik Roosevelts in dieser Hinsicht führte, war die Gewährung eines Dollarkredits an die Bonomi-Regierung in der Höhe der Besatzungskosten, die das besetzte Italien an die Ver-

Aus dem Inhalt

Kalte Dusche für Verräter / Von Dr. Josef *Schmitz-Forst*
Südostwall aus Grenzern / Von Dr. Robert *Ofner*
Einsatz für die Heimat / Von Dr. Horst *Walther*
Musik aus dem Aether / Von Hermann-Walter *Döring*
Reise durch das Hungerland / Unser Auslandsbericht
Mein Freund Eberhard / Von Rudolf *Vauen*
Spiel um den Kopf / Von Alexander *Keller*
Das Volk steht auf — Unsterbliche Prosa / Worte von Generalfeldmarschall Neithard von *Gneisenau*
Humor — Italienisch gewürzt / Mit Zeichnungen aus «Quattrocento-venti» und «Comica»
Forum / Briefe an die Adria-Zeitung

Bemerkungen zur Lage

Die letzten 100 Meter

Go. — *Es sind erst wenige Wochen her, seitdem ein bekannter amerikanischer Kriegskorrespondent jenes Wort von den letzten hundert Metern sprach, die die Anglo-Amerikaner im Westen und die Sowjets im Osten und Süden noch zurückzulegen hätten, um dann endgültig durch das Tor des Sieges zu marschieren. Sie hofften, Deutschland noch vor Beginn des Winters endgültig niederringen. Stimmen dieser Art sind in der letzten Zeit verstummt. Dafür hat die Ernüchterung bei ihren Gegnern immer mehr Platz gegriffen und es mehren sich äusserst pessimistische Stimmen, die davon sprechen, dass noch eine lange blutige Strasse grösster Anstrengungen zurückgelegt werden müsse, bis der so schnlichst erwartete Sieg errungen sei.*

Besonders die Erfahrungen, die unsere Gegner an der Westgrenze des Reiches machen mussten, an der die deutsche Abwehr jeden Meter Boden auf das blutigste streitig macht, waren besonders für das englische Volk mehr als grausam. Gerade dieses war durch die optimistischen Artikel der englischen Presse, dass ein Winter ohne «V 1»-Beschuss bevorstünde, bereits in eine rosarote Illusion der überwundenen Kriegsschwierigkeiten versetzt worden, dass man es gut begreifen kann, wenn der Unwille insbesondere der arbeitenden Schicht Grossbritannien von Tag zu Tag zunimmt.

Die offizielle Agitation hat daher in diesen Tagen auch alle Mühe, das englische und amerikanische Volk wieder auf den Ernst des Krieges umzuschalten, ihm klarzumachen, dass sich seine politische und militärische Führung wieder einmal geirrt habe, da sie die Rechnung ohne den Wirt aufgestellt hat, der in diesem Falle nicht nur die deutsche Wehrmacht, sondern das gesamte deutsche Volk ist, aus dessen Mitte alle waffenfähigen Männer in den Volkssturm-Bataillonen mobilisiert wurden, bereit, alles einzusetzen, um dem Feind unter allen Umständen den Weg ins Reich zu verwehren. Reichsminister Dr. Goebbels hat in seiner Rundfunkrede vom Freitag der Deutschen aus dem Herzen gesprochen, wenn er sagte, dass kein Opfer zu gross sein darf, um den brachialen Ansturm unserer Gegner von allen Seiten auf das Deutsche Reich, koste es, was es wolle, nicht nur zum Stillstand zu bringen, sondern zur gegebenen Zeit aus der Defensive wieder die offensive Initiative zu gewinnen, wobei der Einsatz von neuesten Waffen auf allen Gebieten der Kriegführung ein gewichtig Wort mitreden werden.

Dr. Goebbels hat auch den Gefühlen aller Deutschen Ausdruck gegeben, als er darauf hinwies, dass das deutsche Volk in dieser Phase des Krieges wieder fest auf den Beinen steht und aus den schwersten Belastungen der letzten Monate nur neu gestärkt hervorgegangen sei. Wir Deutschen haben es uns abgewöhnt, bestimmte Termine über den Ausgang des Krieges zu nennen. Wir wissen, dass wir bis zum letzten durchhalten müssen. Es bleibt uns keine andere Wahl. Diese Alternative ist so klar vor das deutsche Volk gestellt, dass sich für dieses darüber jede Diskussion erübrigt. Wir wissen vor allem, dass wir vor einem neuen, harten Kriegswinter stehen. Wir wissen auch nicht, wenn es so weit sein wird, dass wir wieder werden zurückschlagen können, um den Feind endgültig davon zu überzeugen, dass er uns nicht in die Knie zwingen kann. Dass diese Stunde aber einmal kommen wird, das ist der tiefe Glaube des deutschen Volkes, der getragen wird von einem unerschütterlichen Vertrauen in seinen Führer, der, wie Dr. Goebbels treffend ausführte, als Mensch, Staatsmann und Feldherr mehr Beweiskraft verkörpert als die eitlen Prahlereien übler Schwätzer auf der Feindseite.

Es ist kein Zweifel, dass der Feind in den nächsten Wochen vermutlich noch grössere Anstrengungen auf sich nehmen wird, um das Kriegsglück doch noch in diesem Jahr auf seine Seite zu zwingen. Dieses Vorhaben muss und wird vereitelt werden! Unsere Gegner dürfen jene letzten hundert Meter nicht zurücklegen. Die jüngsten Ereignisse an der Westfront und nun auch in Ostpreussen haben gezeigt, dass das unmöglich Scheinende möglich gemacht werden kann, wenn es um die Verteidigung des Heimatbodens geht. Auch der letzte Deutsche weiss heute, was uns erwarten würde, wenn die Pläne des Feindes gelingen sollten und Eisenhower, der sich jetzt schon als der künftige Diktator in Deutschland aufspielt, seine bereits in dem schmalen Streifchen besetzten deutschen Westgebietes in Kraft gesetzten Unterjochungsdekrete auf das ganze Reich ausdehnen könnte. Hinter Eisenhower lauern die Morgenthaus, Vansittards, die sich die physische und geistige Ausrottung des deutschen Volkes zum Ziel gesetzt haben.

Wie weit sie selbst heute von diesem, von abgrundtiefem Hass diktierten Streben entfernt sind, geht aus zahlreichen, jüngsten Aeusserungen hervor, von denen nur eine als Beispiel für viele hier angeführt sei. Im Londoner Nachrichtendienst kommt ein Kommentator bei der Betrachtung über die fast ans Wunderbare grenzende Festigung der deutschen militärischen Abwehr zu folgendem Schluss: «Der Gedanke eines schnellen und leichten Sieges ist jetzt nur noch in den Träumen der gedankenlosesten Ueberoptimisten vertreten. Es kann keine Rede mehr davon sein, dass Deutschland in der nächsten Zeit aus dem Krieg herausgetrieben werden könne.»

Japan schlägt weiter zu

Zusammenfassende Erfolgsmeldung unseres Verbündeten über die letzten See- und Luftschlachten

TOKIO

Die japanischen Streitkräfte haben, wie Zusammenstellungen der Blätter ergeben, den amerikanischen Verbänden in den Gefechten bei Taiwan (Formosa), in den Gewässern der Philippinen und in der Leyte-Bucht bisher folgende Verluste zugefügt:

Versenkt wurden: 17 Flugzeugträger, 2 Schlachtschiffe, 8 Kreuzer, 1 Kreuzer oder Zerstörer, 3 Zerstörer, mehr als zehn Transporter und 17 grosse Landungsboote.

Beschädigt wurden: 18 Flugzeugträger, 7 Schlachtschiffe, 9 Kreuzer, 1 Kreuzer oder Zerstörer, 3 Zerstörer, 13 Kriegsschiffe unerkannten Typs, 3 Transporter, 2 grosse Landungsboote.

Auf Strand gesetzt: 1 Schlachtschiff und 4 Transporter.

In Brand geschossen: mehr als 11 Transporter.

Die Angriffe der japanischen Luftwaffe gegen die Schiffsansammlungen im Golf von Leyte dauern mit gleicher Heftigkeit fort.

Der Sprecher der Marine, Kurihara, erstattete vor der Auslandspresse eingehend Bericht über die Seeschlacht bei den Philippinen. Er erklärte, dass, während der linke Flügel der amerikanischen Streitkräfte bei der See- und Luftschlacht vor Taiwan (Formosa) gelähmt worden sei, in der Seeschlacht bei den Philippinen der rechte Flügel der Amerikaner völlig vernichtet wurde. Kurihara schätzt den allein in den Tagen vom 24. bis 26. Oktober vernichteten amerikanischen Schiffsraum auf 680 000 Tonnen. Die Mannschaftverluste der Gegners dürften sich etwa 14 300 Mann belaufen. Rechne man allerdings auch die Verluste der Landstreitkräfte in der Leyte Bueht dazu, so dürften die feindlichen Verluste 50 000 Mann übersteigen. Auf Befragen erklärte Kurihara weiter, dass er mit einem neuen Zusammenstoss der beiden Flotten rechne, da der Feind es sich nicht leisten könne, seine gelandeten Truppen ohne Nachschub zu lassen.

Die Fortsetzung der Kämpfe gegen die amerikanische Invasionsflotte im Gebiet der Philippinen entscheiden auch über das Schicksal der auf Leyte gelandeten feindlichen Truppen. Frontberichten zufolge ist es der einen Division, die in der Nähe der Stadt Tacloban eingesetzt ist, seit dem 26. Oktober nicht gelungen, auch nur einen Schritt weiter in das Innere der Insel vorzudringen. Ebenso werden die wieder und wieder angreifenden zwei Divisionen bei Dulag durch erbitterte japanische Gegenangriffe in Schach gehalten und liegen unter ständigem Artilleriefeuer.

Von japanischer Seite aufgefangene Funksprüche der USA-Landungstruppen besagen, dass der planmässige Verlauf der Invasion durch den japanischen Ueberraschungsangriff im Golf von Leyte weitestgehend beeinträchtigt worden ist, sodass die feindlichen kommandierenden Offiziere neue Befehle anfordern müssen. Hierbei fällt auch besonders ins Gewicht, dass es den Japanern gelungen ist, eine Reihe von feindlichen Munitions- und Materiallagern in die Luft zu sprengen.

Die Versenkung weiterer Transporter, mit denen MacArthur den benötigten Nachschub für seine bedrängten Streitkräfte heranzuschaffen sucht, kann daher beträchtlich zur Verkürzung der Invasionskämpfe beitragen. Wie stark sich der Ausfall an Flugzeugträgern auf der Feindseite bemerkbar macht, geht daraus hervor, dass er bereits gezwungen ist, Bomber von den weit entfernt gelegenen Stützpunkten aus Pipilui und Morotai an dieser Front einzusetzen. Etwa 20 bis 30 trägerbasierte feindliche Maschinen, deren Flugzeugträger versenkt worden waren, konnten Notlandungen auf dem stark beschädigten Flugplatz von Tacloban durchführen, wurden jedoch sämtlich von japanischen Kampfflugzeugen zerstört.

Stilwell abberufen

AMSTERDAM

Reuter meldet aus Washington, dass der Oberbefehlshaber der USA-Bodentruppen in Indien, China und Burma, General Joseph W. Stilwell, abberufen wurde. Stilwell wurde seiner Posten als Generalstabschef bei Generalissimus Tschiangkaischek, als Stellvertretender des Admirals Mountbattons und als amerikanischer Befehlshaber auf dem chinesischen, burmischen und indischen Kriegsschauplatz enthoben. Die amerikanischen Truppen auf diesem Kriegsschauplatz werden von Generalleutnant Daniel Sultan befehligt werden.

Angst vor dem Winter

London im Begriff, den Wettlauf mit den Epidemien zu verlieren

Eigene FS-Meldung

STOCKHOLM

Im Unterhaus richteten mehrere Abgeordnete an die Regierung dringende Anfragen, die sich auf den Stand der Reparaturarbeiten in London bezogen. In allen Anfragen kam die schwere Sorge vor dem Winter zum Ausdruck, dem Millionen von Londonern nur mit Grauen entgegensehen. Der Abgeordnete Robertson, der die Vorstadt Streatham vertritt, erklärte, die Regierung stehe im Begriff, den Wettlauf mit den Epidemien zu verlieren. Hunderttausende von Londonern seien gezwungen, unter den unhygienischsten Verhältnissen zu leben. Die natürliche Folge davon seien Epidemien, die sich immer stärker ausbreiten. Vor allem die Tuberkulose habe sich erschreckend verbreitet. Der Abgeordnete forderte die Einsetzung eines Wiederaufbauditators für London. Des düstere Bild, das der Abgeordnete Robertson von dem Leben in London entworfen hatte, wurde von anderen Abgeordneten ergänzt und abgerundet.

Gesundheitsminister Willinmk, der auf die Anfragen antwortete, erklärte, dass der Wiederaufbau Londons nicht an dem mangelnden guten Willen der Regierung scheitere. Der beste Wille nütze aber nur wenig, wenn man bedenke, wie riesengross die Aufgabe sei. Bisher seien nicht weniger als 1,1 Millionen Schadensfälle allein in London registriert worden. Rund 109 000 Häuser wurden vollständig zerstört, während achthunderttausend leichter oder schwerer beschädigt wurden. Der Kostenanschlag für die Reparatur der leichtbeschädigten Häuser belaufe sich auf dreissig bis fünfunddreissig Millionen Pfund. Die Regierung habe vierzig Prozent des gesamten britischen Bauarbeiterbestandes eingesetzt, die Reparaturarbeiten in London durchführen. Der Minister meinte abschliessend, es sei unmöglich, allen zu helfen, die hilfebedürftig seien.

Ein Stosstrupp geht von einem Inselstützpunkt des Scheldegebietes aus in das überflutete Niemandsland vor.

Aufn.: Kriegsberichter Lutz Koch (Sch)

Auf einem Damm im weiten Ueberschwemmungsgebiet der Scheldemündung steht deutsche Pak in Lauerstellung an bedrohter Stelle.

Aufn.: Kriegsberichter Koch

einigten Staaten zu zahlen hat. Es liegt in derselben Linie wenn sich Nordamerika in Aeusserungen am Rundfunk und in der Presse, die zwar nicht offiziell, aber dafür nicht weniger auffällig waren, gegen separatistische Loslösungsbewegungen auf italienischem Boden und vor allem gegen den Separatismus auf Sizilien, der niemand anderem als Grossbritannien zum Nutzen sein kann, ausgesprochen hat. Es dürfte nicht irrig sein, die Politik der «moralischen Ermunterungen» mehr auf Roosevelt als auf Churchill zurückzuführen. Nordamerika möchte mit dem Bluff einer solchen Politik die italienische Stellung voll erobern. Die Bonomi-Regierung hat auf der Stelle versucht, die scheinbare Chance, die Nordamerika anbietet, auszunutzen. Aus Anlass des Columbus-Tages am 13. Oktober wurde allen Propaganda-Organen der Bonomi-Regierung im besetzten Italien die Werbung für die italienisch-amerikanische Freundschaft zur Pflicht gemacht. Bonomi selbst trat an das Mikrophon, um eine Rede zu halten, die sich an Amerika und besonders an die Amerika-Italiener wandte.

Der Versuch Nordamerikas, durch eine solche Politik die italienische Position zu gewinnen, dehnt sich auch auf die italienischen Kolonien aus. Der italienische Kolonialbesitz, der unter den Gesichtspunkten des Weltverkehrs und der Strategie von besonders grosser Bedeutung ist, liegt an den Ufern des Roten Meeres. In Abessinien stehen die englischen und amerikanischen Kommissionen in starkem Wettbewerb um den massgeblichen Einfluss. Auf der Ostseite der Strasse von Bab-el-Mandeb hat sich die amerikanische Politik hinter König Ibn Saud von Saudi-Arabien gesteckt. Ibn Saud ist bekanntlich der einzige Araberfürst, der der von den Engländern gegenwärtig mit besonderem Eifer betriebenen arabischen Union entgegenarbeitet. Die Amerikaner unterstützen Ibn Saud vor allem auch in seiner Politik gegen den Yemen, jenem zwar kleinen, aber strategisch ausserordentlich wichtigen Lande an der Südwestecke der arabischen Halbinsel, welches die Strasse von Bab-el-Mandeb flankiert. Bekanntlich spielte der Yemen in dem seinerzeit zwischen Gross-Britannien und Italien geschlossenen Gentlemen-Abkommen, das praktisch ein Abkommen über das Rote Meer war, eine besondere Rolle. Indem Nordamerika danach strebt, die italienischen kolonialen Positionen im Roten Meer zu besetzen, wie es bestrebt ist, die arabischen Positionen auf dem Ostufer des gleichen Meeres auszunutzen, unternimmt es einen Griff nach der Strasse von Bab-el-Mandeb, dem äussersten Zugang des Mittelmeeres im Süden. Dieses Bestreben, das sich indes erst in allgemeinen Umrissen abzeichnet, kommt dem Versuch gleich, die britische Stellung im Nahen Osten von Süden her aufzurollen.

Aus dieser Konstellation ist es zu verstehen, warum das englische Unterhaus die Frage des Somalilandes und Eriträas aufgriff. In der Antwort Laws, der bei der zweiten Anfrage im Unterhaus Rede und Antwort stehen musste, war mehr als deutlich erkennbar, welch Empfindlichkeiten es zu schonen gilt, wenn er darauf hinwies, dass zwar das Schicksal der italienischen Kolonien als besiegelt zu betrachten sei, über die Zukunft von Eriträa und Somaliland jedoch zur Stunde nicht entschieden werden könne, weil Grossbritannien nicht der einzige Unterzeichner der Atlantik-Charta sei. Darum klang auch das «Yes, Sir» Edens so knapp und sarkastisch.

Grosse Töne aus USA

Roosevelt spricht in Superlativen Weltherrschaftsgier ohne Tarnung

Eigener FS-Bericht

LISSABON

«Die amerikanische Kriegsflotte ist heute grösser als alle Flotten der Welt zusammengenommen», erklärte Präsident Roosevelt in einer Ansprache, die den imperialistischen Charakter seiner Politik mit grösster Deutlichkeit hervortreten liess. Der Präsident unterstrich, dass die amerikanische Kriegsmarine die britische übertroffen habe. Roosevelt nahm dabei für sich das Verdienst in Anspruch, seit seinem Amtsantritt auf dieses Ziel hingearbeitet zu haben.

Auf einen ähnlichen Ton sind in zunehmendem Masse auch die amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften eingestellt. So erklärt beispielweise die Monatsschrift «American Mercury», bei Kriegsende würde die USA die stärkste Flotte und die stärkste Luftmacht der Welt sein, und auf dem Gebiete der Landmacht nur hinter der Sowjetunion zurückstehen. Von irgendwelcher Abrüstung könne keine Rede sein. Die USA müssten gerüstet bleiben, um ihre Machtmittel so rasch als möglich überall einsetzen zu können. England wird in dem Artikel der amerikanischen Zeitschrift überhaupt kaum erwähnt. Als ebenbürtiger Partner wird lediglich die Sowjetunion anerkannt. Dabei wird jetzt mit einer geradezu verblüffenden Offenheit zugegeben, dass die USA den europäischen Kontinent bei der geplanten Weitteilung den Sowjets auszuliefern gedenke. Zynisch erklärt das Blatt, der polnisch-sowjetische Konflikt interessiere die Vereinigten Staten nicht im geringsten. Wenn die Sowjetunion Ostpolen haben wolle, so werde Washington keinen Finger rühren, um dies zu verhindern. Alle sogenannten baltischen Staaten seien von Roosevelt der Sowjetunion zugesprochen worden, ebenso wie Finnland und die Kontrolle über Rumänien und weite Gebiete des Balkans, dafür wollen sich die USA in Afrika und China schadlos halten.

Diese imperialistische Politik soll durch ein starkes Heer, eine unüberwindliche Flotte, durch die grösste Luftmacht der Welt, durch Stützpunkte in allen Erdteilen und schliesslich durch eine Wirtschaftsoffensive getragen werden. Gerade auf letzterem Gebiete sind die USA heute tätiger denn je. Die militärischen Dienststellen der USA erhielten beispielsweise dieser Tage von der Regierung die Erlaubnis, militärische Flugzeuge, vor allem die grossen Transportmaschinen, bereits jetzt, wenn es die allgemeine Lage gestatte, für den zivilen Personen- und Warenverkehr einzusetzen. Diese Massnahmen haben in England geradezu Bestürzung hervorgerufen, denn hierdurch werden die vielen militärischen Fluglinien der USA nach Afrika, Frankreich und im Mittelmeerraum mit einem Federstrich in zivile Wirtschaftsluftwege umgewandelt, die eine starke Konkurrenz für Grossbritannien darstellen. Nach neutralen Berichten erklärt man in London, der amerikanische Export würde durch diese amerikanischen Massnahmen einen nicht wieder einzuholenden Vorsprung erhalten.

Erfolgreiche U-Bootjäger

BERLIN

Wie aus Zara gemeldet wird, bestätigten britische Seeleute die deutsche Meldung über die schwere englische Schnellboot-Niederlage im dalmatischen Inselgebiet, wo in den Morgenstunden des 23. Oktober in mehreren heftigen Gefechten vier Artillerie- und zwei Torpedoschnellboote versenkt, zwei weitere Torpedoschnellboote wahrscheinlich versenkt, zwei schwer beschädigt und ein weiteres in Brand geschossen wurden.

Die Gefechte, die nordwestlich Zara bei der Insel Maun stattfanden, begannen bereits am 22. Oktober kurz vor zehn Uhr abends. Dabei wurde von vier angreifenden Booten eines wahrscheinlich versenkt. Nach einer kurzen Gefechtspause hatten die Briten Verstärkung herangeführt und griffen erneut an. Das Gefecht, das deutscherseits nur von zwei Unterseebootjägern bestritten wurde, erforderte von diesen beiden Fahrzeugen eine hochgradige Feuerökonomie, da der feindliche Verband von allen Seiten angriff. Der eine U-Boot-Jäger versenkte ein Artillerie- und ein Torpedoschnellboot und beschädigte zwei weitere schwer. Der andere brachte zwei Artillerieschnellboote zum Sinken und schoss ein Torpedoschnellboot in Brand. Die eigenen Verluste belaufen sich auf drei Tote und elf Verwundete. Die Fahrzeuge hatten nur Einschuss-Schäden erlitten. Im Morgengrauen kam es kurz vor sieben Uhr erneut im gleichen Seegebiet zu einem Gefecht, bei dem ein weiteres Schnellboot, nachdem es seinen Torpedo vergeblich abgeschossen hatte, versenkt wurde. Auch dieses Gefecht wurde von den beiden U-Boot-Jägern ohne Verluste geführt. Am Abend des gleichen Tages stellte eine deutsche Kampffährenflottille ebenfalls innerhalb der dalmatinischen Inseln einige britische Schnellboote, von denen eines nach einem 8,8-cm-Volltreffer vernichtet wurde und andere zahlreiche Treffer erhielten, als sie sich zurückgezogen. Eine der deutschen Fähren hat dabei Schäden erlitten, so dass sie einige Stunden später auf Strand gesetzt werden musste. Die Ladung konnte geborgen werden. Die Besatzung beklagt vier Tote und einige Verwundete.

Nach Aussagen der an den Gefechten Beteiligten kam die Mehrzahl der Besatzungsangehörigen der untergegangenen englischen Boote ums Leben.

Feierstunde beim Duce

MAILAND

Wie aus dem Hauptquartier des Duce gemeldet wird, fand dort anlässlich des 22. Jahrestages des Marsches auf Rom eine kurze Feier statt. Der Duce überreichte einer Abordnung einer Schwarzhemden-brigade als Symbol des faschistischen Kampfes für Ehre und Freiheit Italiens eine Fahne, ohne jedoch eine grössere Ansprache zu halten.

***

In den italienischen Städten zwischen den Alpen und dem Apennin ist der 28. Oktober, der 22. Jahrestag des Marsches auf Rom mit grossen Volkskundgebungen gefeiert worden. In Mailand sprach der Parteisekretär, Minister Pavolini, auf der Piazza San Sepolcro, auf dem die faschistische Partei gegründet wurde, vor der Menge.

In Venedig fand ein Gottesdienst im Dom von San Marco statt, der von den Verbänden der Schwarzhemden-Brigaden des italienischen Heeres und der Marine bis auf den letzten Platz gefüllt war.

Die norditalienische Presse nimmt darauf Bezug, dass die antifaschistische Regierung in Süditalien den Marsch auf Rom als einen Aufstandsversuch hinstellen will. Die Zeitung «Gazzettino» in Venedig schreibt dazu: «Der Marsch auf Rom war weder ein gelungener Handstreich noch eine Palastverschwörung. Er entsprang dem Willen des italienischen Volkes. Was versucht wurde war, dass die Revolution vor dem Königspalast Halt machen sollte. Auf diese Weise wurde ein Kompromiss geschlossen, der sich gefährlich ausgewirkt hat».

Grossangriff südöstlich Libau

Erbitterte Kämpfe in Holland - USA-Durchbruchsversuche westlich St. Die vereitelt - Wichtige Höhenstellungen in Italien zurückerobert - Schweres Ringen in Ostpreussen

FUEHRERHAUPTQUARTIER, 28. Oktober

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

In Holland greifen die heftigen Kämpfe nunmehr auf den gesamten Frontabschnitt zwischen der Schelde-Mündung und dem Raum von Hertogenbosch über. Besonders erbittert wurde im Raum von Bergen op Zoom gekämpft, wo zahlreiche, unter starker Panzerunterstützung vorgetragene feindliche Angriffe zerschlagen wurden. Weiter östlich ging Tilburg nach schwerem Ringen verloren. Bei vergeblichen Angriffen im Raum von Hertogenbosch erlitt der Feind besonders hohe Verluste.

Westlich St. Die vereitelten unsere Truppen den beabsichtigten amerikanischen Durchbruch durch den Wald von Mortagne in das Meurthe-Tal. Südlich davon wurde durch unsere Gegenangriffe eine Frontlücke im Kampfraum von Bruyeres geschlossen. Starke feindliche Angriffe gegen diese neugewonnenen Stellungen blieben unter schweren Verlusten in unserem Feuer liegen.

Die Besatzungen der Festungen und Stützpunkte an der französischen Küste haben in den letzten Wochen eine Reihe von schwächeren feindlichen Angriffen abgewiesen. Durch zahlreiche Unternehmungen ausserhalb der Festungen sind sie Herren des Vorfeldes geblieben.

Bei strömendem Regen herrschte in Mittelitalien nur geringe Gefechtstätigkeit. Durch überraschenden Angriff eroberten Grenadiere und Soldaten der Waffen-SS wichtige Höhenstellungen westlich Imola zurück. Der Feind erlitt schwere Ausfälle.

Deutsche und ungarische Truppen warfen in Südungarn und an der mittleren Theiss die Sowjets und vernichteten dabei stärkere feindliche Verbände.

Nördlich Debreczen dauern die schweren Kämpfe an. Durch einen überraschenden Angriff unserer Schlachtflieger und Jäger auf den Flugplatz Debreczen wurden 25 Flugzeuge der Sowjets am Boden zerstört, zehn weitere beschädigt.

Nach einer Absetzbewegung aus den Waldkarpaten brachten unsere Truppen die sowjetischen Divisionen an der slowakischen Ostgrenze zum Stehen. In den Ostbeskiden führten die Bolschewisten nach Verstärkung ihrer Kräfte zahlreiche Angriffe auf breiter Front, die trotz starker Artillerieunterstützung unter hohen Verlusten für sie scheiterten. In einer Einbruchsstelle im Gebirge wird noch erbittert gekämpft.

Zwischen Warschau und dem Bug brachen örtliche Angriffe der Bolschewisten zusammen.

Die grosse Schlacht in den ostpreussischen Grenz-Gebieten tobt weiter. Ihre Brennpunkte lagen auch gestern im Raum östlich und südöstlich Gumbinnen und am Westrand der Rominter Heide, wo in Gegenangriffen nordöstlich Goldap gegen erbitterten feindlichen Widerstand Fortschritte erzielt wurden. Starke Angriffe der Bolschewisten südwestlich Ebenrode brachen zusammen. Eigene Schlachtfliegerverbände fügten sowjetischen Kolonnen hohe Verluste an Menschen und Material zu.

Nach schwerster Artillerie- und Schlachtfliegervorbereitung ist der Feind südöstlich Libau und im Raum von Autz zu dem erwarteten Grossangriff angetreten. Durch entschlossene Gegenstösse wurden seine Durchbruchsversuche verhindert. Fesselungsangriffe an der übrigen Front scheiterten. Am ersten Tage der Doppelschlacht wurden in den schweren Kämpfen 74 feindliche Panzer abgeschossen. Damit haben unsere in Kurland fechtenden Truppen in der Zeit vom 1. bis 27. Oktober 823 sowjetische Panzer und damit die Masse des Materials von sieben bolschewistischen Panzerkorps vernichtet.

Auf der Halbinsel Sworbe blieben Angriffe des Feindes ohne Erfolg.

Schnelle britische Flugzeuge warfen in der vergangenen Nacht Bomben auf die Reichshauptstadt und auf rheinisches Gebiet.

Memel bleibt gesperrt

BERLIN

In die harten Abwehrkämpfe an der Ostgrenze des Reiches griff in den letzten Tagen erneut ein deutscher Flottenverband ein. Schwere und mittlere Artillerie deutscher Seestreitkräfte belegte sowjetische Stellungen, Aufmarschgebiete, Nachschubwege und Panzeransammlungen im Bereich des Brückenkopfes Memel mit Vernichtungsfeuer. Bereits vor etwa zehn Tagen stoppten sie hier den sowjetischen Vormarsch und vereitelten dadurch eine Ueberrumpelung Memels. Mit ihrer Unterstützung haben die tapferen Verteidiger des Brückenkopfes den Angriffen der zahlenmässig überlegenen Bolschewisten standgehalten und dem Feind den Zugriff auf den Hafen bis jetzt verwehrt.

Besonders ausgezeichnet

BERLIN

Die 116. Panzerdivision unter Führung von Oberst von Waldenburg hat in harten Kämpfen im Raum nördlich Aachen alle feindlichen Durchbruchsversuche zerschlagen und dem Feind in tapferen und geschickten Gegenangriffen hohe Verluste zugefügt.

Im Raum der unteren Theiss hat das IV. Panzerkorps unter Führung des Generals der Panzertruppe Kleemann in zwölftägigen harten Angriffs- und Abwehrkämpfen weit überlegene feindliche Kräfte gefesselt und teilweise völlig aufgerieben, dabei 18 Panzer, 297 Geschütze aller Art sowie 690 motorisierte und bespannte Fahrzeuge des Feindes vernichtet oder erbeutet und über 4 500 Gefangene eingebracht.

Neue Träger des Eichenlaubes

BERLIN

Der Führer verlieh das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an:

Major Georg Jacob, Kommodore eines Schlachtgeschwaders;

Oberleutnant Gustav Schubert, Flugzeugführer in einem Schlachtgeschwader.

Aus dem Skizzenbuch unserer Triester Karikaturisten

Die Lakaien des roten Zaren

Frankreichs Generale hadern

De Gaulle ein notwendiges Übel - Unklarheiten um König und Leclercq - Eisenhower spöttelt

Eigener FS-Bericht

MADRID

Admiral Leahy, der persönliche Ratgeber Roosevelts in französischen Angelegenheiten, hat den spanischen Pressevertretern auf die Frage, weshalb Washington der Anerkennung de Gaulles zugestimmt habe, geantwortet: «Weil de Gaulle ein notwendiges Uebel ist».

Die Probleme in Frankreich sind nach der Anerkennung de Gaulles durch die Verbündeten keineswegs gelöst. Im Gegenteil, die Opposition tritt im Augenblick stärker denn je auf den Plan, da sei glaubt, dass de Gaulle vorläufig noch nicht weichen wird. Das geht schon aus der Tatsache hervor, dass man sich in Paris sehr stark mit dem Gedanken trägt, General König zu beseitigen, dem man als ehemaligem Chef der Widerstandsbewegung vorwirft, dass er an den gegenwärtigen Strömungen in Frankreich nicht ganz unschuldig sei. König steht im Verdacht, dass er Regierungschef in Frankreich hätte werden wollen.

Er hat mehr als einmal den Standpunkt vertreten, dass er der Wegbereiter der französischen «Freiheit» sei. Man nährte in London diese Auffassung durch Ordensverleihungen zu einer Zeit, da man dort noch ein Interesse daran hatte, König gegen de Gaulle auszuspielen. Nachdem aber die Maquisards im Hauptquartier Eisenhowers als «Landplage» gelten und mit für die Schwierigkeiten verantwortlich gemacht werden, die die angloamerikanischen Truppen in verkehrs- und versorgungstechnischer Hinsicht haben, ist General König einer von denen, die man gern missen möchte, nachdem sie ihre Schuldigkeit getan haben. Der Aufforderung, die Angehörigen der Widerstandsbewegung schnell zum bedingungslosen Eintritt in die reguläre französische Armee zu bewegen, ist König nach angloamerikanischer Auffassung nicht mit dem nötigen Eifer nachgekommen, weil er sich selbst einer militärischen Machtposition entblösst hätte, die er sich mühsam aufgebaut hat.

«Frankreich läuft Gefahr, nach Anerkennung de Gaulles wieder zu einem Spielball seiner Generale zu werden, von denen jeder «König» sein möchte hat Eisenhower in einer Besprechung mit seinen Mitarbeitern erklärt, als die Anerkennung noch nicht ausgesprochen war. Jetzt scheinen sich seine Worte zu bestätigen. Als Nachfolger Königs wird Leclercq genannt, der augenblicklich die «regulären» französischen Truppen befehligt.

Eisenhower hat der Anerkennung de Gaulles nicht zuletzt deshalb zugestimmt, weil er auf diese Weise wieder die Unterstützung grösserer französischer Truppenverbände an der Westfront zu erhalten hofft, um angloamerikanisches Blut zu sparen. Die letzten Kämpfe haben unverhältnismässig hohe Opfer gekostet. Andererseits aber weiss er, dass er dem Treiben der Maquisards nicht mehr lange tatenlos zusehen darf, wenn ihm die eigene Sicherheit am Herzen liegt. Wer soll die Vernichtung der Banditen übernehmen? Eigene Truppen für diesen nicht gerade produktiven Zweck einzusetzen, widerstrebt ihm. Also wird er schliesslich in den saueren Apfel beissen und seine Zustimmung zur Abziehung der Leclercq-Verbände von der deutsch-französischen Front geben. In diesem Augenblick müsste natürlich ein Mann wie König verschwinden, der nicht mehr im Amt bleiben kann, wenn der Befehl zum Angriff gegen seine eigenen, einst so gefeierten Maquisverbände gegeben wird, soweit sie sich nicht in die reguläre Armee einreihen lassen wollen.

Wo eigentlich der Unterschied zwischen der Widerstandsbewegung, kommunistischen Partisanen und Angehörigen der internationalen Bewegung liegt, weiss niemand. Selbst König kann darüber keine Auskunft geben. Sicher ist nur, dass Leclercq die regulären französischen Truppen führen würde, wenn der Befehl zum Angriff gegeben werden sollte. Ausser de Gaulle, König und Leclercq haben noch die Generale de Lattre, de Tassigny, Giraud und Juin ihre besonderen Wünsche. Es ist nicht leicht, diese alle unter einen Hut zu bringen.

Die Waage

Der Judaslohn

gl. — *Man sollte doch meinen, dass in diesem Krieg auch die Amerikaner genügend Gelegenheit gehabt hätten, ein wenig Geographie zu lernen. Diese war zwar, nach erdkundlichen Kenntnissen grosser Staatsmänner und Politiker zu urteilen, Beginn des Krieges nach zu urteilen ein Schulfach, das offenbar in den Hirnen der Harward-Studenten ebenso wie der Oxford- und Eton-Boys herzlich wenig Raum beanspruchte; nachdem jedoch im Laufe der Jahre unleugbar eine recht beträchtliche Anzahl junger Amerikaner auf den verschiedenen europäischen Schlachtfeldern geblutet oder in Gefangenschaft geraten ist, hat man sich unter dem Zwang der Verhältnisse auch in God's own country etwas mehr mit den Ländern der östlichen Hemisphäre beschäftigt. Dennoch scheinen sich die neuerworbenen Kenntnisse auch nur auf ein mehr oder weniger kleinen Kreis zu beschränken. Wie soll man es sonst erklären, dass noch heute Italien, besser gesagt, das von den Angloamerikanern «befreite» italienische Gebiet, offenbar einem Negerreich verwechselt wird. Denn das muss man doch annehmen, wenn man hört, dass unter den Sendungen für die Zivilbevölkerung der besetzten italienischen Zonen 35 000 Ballen gebrauchter Kleider und 1729 Kisten alter Schuhe «zum gefälligen Gebrauch» befinden. Derartige Gaben pflegten bekanntlich die allerdings so frommen wie moralinsauren ältlichen Mitglieder der amerikanischen Frauenklubs für die armen ungläubigen Neger alljährlich mit grossem Eifer zu sammeln, um sich durch ein solches gottwohlgefälliges Werk möglichst ein noch besseres Plätzchen im Himmel zu ertrichern. Die italienische Bevölkerung wird von diesen «milden Gaben» allerdings weniger erbaut sein. Sie wird noch nicht vergessen haben, was die «Befreier» einst für den Verrat Badoglios und seines Königs versprochen haben. Und das war etwas wesentlich anderes, als gebrauchte Kleider und alte Schuhe. Wahrhaftig ein kümmerlicher Judaslohn!*

Pressburg beflaggt

PRESSBURG

Pressburg ist beflaggt und feierte Freitag abend durch eine Festbeleuchtung die Einnahme von Neusohl, dem Hauptquartier der tschecho-slowakischen Regierung durch die Slowaken. Die Regierung hat eine Kundgebung an die slowakische Nation erlassen und fordert sie unter Würdigung der deutschen Waffenhilfe auf, im Kampf um die Zukunft der freien Slowakei zu zuharren.

Samstag Mittag fand vor dem Nationaltheater, das mit deutschen und slowakischen Farben geschmückt ist, eine deutsch-slowakische Kundgebung statt. Die Presse würdigt das Ereignis in grösster Aufmachung. Die Bedeutung des Erfolges für die Slowakei, der Abscheu über die Verräterclique und die Hilfe der deutschen Wehrmacht werden hervorgehoben.

Um die Scheldemündung

Deutscher Angriff südöstlich Helmond machte erhebliche Fortschritte

BERLIN

Der Druck der kanadischen Ersten Armee auf den Raum an der unteren Scheldemündung hielt mit unverminderter Heftigkeit an. Auf der Halbinsel Südbeveland konnten die Kanadier an einzelnen Stellen Einbrüche erzielen, die deutsche Front jedoch nirgends durchstossen. Mehrere Landungsversuche wurden unter beträchtlichen Verlusten für die Angreifer zusammengeschlagen. Auch die britische Zweite Armee setzte ihren Grossangriff nördlich Antwerpen mit gesteigerter Heftigkeit fort. Ein Vorstoss auf Rosendaal brach im Gegenangriff deutscher Sturmgeschütze zusammen. Dagegen musste die Stadt aufgegeben werden. Im Raum von Hertogenbosch und südwestlich davon zerschlugen deutsche Panzergrenadiere alle Angriffe der Briten, wobei insbesondere britische Infanterie sehr hohe Verluste erlitt. Zahlreiche Begleitpanzer wurden in Brand geschossen.

An der Ostflanke des Einbruchsraumes von Eindhoven-Nimwegen machte der Angriff deutscher Panzerkampftruppen südöstlich von Helmond weitere erhebliche Fortschritte. Die Briten wurden hier aus einer Reihe von hartnäckig verteidigten Positionen nach Westen und Nordwesten geworfen. Mehrere Ortschaften konnten von den deutschen Truppen im Sturm genommen werden.

Im Raum von Aachen hielt die Ruhe nach den wochenlangen Grosskämpfen weiterhin an. Jedoch lassen gewisse Massnahmen der amerikanischen Führung sowohl nördlich wie südlich von Aachen darauf schliessen, dass das amerikanische Oberkommando die Absicht hat, hier in Kürze zu stärkeren Angriffen überzugehen.

Auf dem Südflügel der Westfront lag der Schwerpunkt der Kämpfe weiterhin im Raum nordwestlich Saarlautern. Hier wurden in den Vorbergen der mittleren und oberen Saar gegen mehrere amerikanische Angriffe abgewiesen. Der erstrebte Durchbruch in Richtung auf die Vogesen blieb den Amerikanern wiederum versagt.

Im übrigen ist nur noch Zumachen des amerikanischen Artilleriefeuers im Raum von Diedenhofen erwähnenswert. Da hier seit längerer Zeit die Versammlung von amerikanischen Angriffsverbänden beobachtet wurde, liegt die Annahme nahe, dass der erwartete Grossangriff in Richtung auf das Saargebiet aus dem Raum Diedenhofen in Kürze zu erwarten ist.

DER WOCHENSPIEGEL

Im Vordergrund der Ereignisse der abgelaufenen Woche standen wieder die schweren Abwehrkämpfe an allen europäischen Fronten. Brennpunkte dieser Schlachten waren im Westen Holland, im Osten Ostpreussen und im Südosten die Puszta-Ebene. Ueberall haben sich unsere Truppen dem mit aller Kraft anstürmenden Feind entgegengeworfen und ihm das operative Ziel, die deutschen Fronten zum Einsturz zu bringen, erneut vorenthalten. Der japanische Seesieg über die Schlachtflotte des USA-Admirals Nimitz östlich der Philippinen lenkte den Blick auf unseren Verbündeten in Ostasien, der den USA-Truppen das Vordringen in seinen inneren Verteidigungsbereich entschlossen verwehrt. Auf politischem Gebiet erregte die zu Ende gegangene Konferenz Churchills mit Stalin in Moskau die Aufmerksamkeit der Welt, die, wie sich heute schon erweist, keineswegs etwa von einem Erfolg Churchills überrascht worden ist. Der britische Premier musste vielmehr, besonders in der Polenfrage, eine Niederlage einstecken. Die Alarmsignale aus Belgien, Italien, Griechenland und zuletzt aus Spanien lassen deutlich erkennen, dass Churchill dem Kremlgewaltigen neue Zugeständnisse in der Bolschewisierung Europas hatte machen müssen. In diesem turbulenten Geschehen steht das deutsche Volk ruhig und entschlossen hinter seiner Führung, der es mit unbedingtem Vertrauen folgt. Reichsminister Dr. Goebbels hat sich in seiner Rundfunkrede vom Freitag zum Sprecher dieser Gefühle gemacht.

Zerreissprobe bestanden

Aus der mit grossen Erwartungen für die Feindseite gestarteten Grossoffensive der Sowjets nach Ostpreussen hinein ist durch die unvergleichliche Standhaftigkeit unserer Divisionen ein Ringen um wenige Kilometer geworden. Der Feind hatte die Absicht, in einem einzigen schwungvollen Stoss bis nach Königsberg durchzubrechen und von da aus weiter nach Danzig zu marschieren. Ostpreussen sollte, das war zwischen Stalin und Churchill vereinbart worden, als erste deutsche Provinz fallen. Zum ersten Mal kämpften an der ostpreussischen Grenze (die Sowjets haben bis jetzt höchstens einen Geländestreifen von dreissig Kilometern deutschen Bodens besetzt) Volkssturmbataillone Schulter an Schulter mit den Truppen des Heeres und der Waffen-SS. Sie haben sich, wie der OKW-Bericht vom Donnerstag feststellte, hervorragend geschlagen und bewährt.

Im Westen versuchten die angloamerikanischen Divisionen unter dem Einsatz gewaltiger Massen an Menschen und Material die deutschen Sperrstellungen in Holland zu überrennen und sich damit den Hafen von Antwerpen als Nachschubbasis zu sichern. Trotz grösster Verluste liess Eisenhower besonders die kanadischen Divisionen im Gebiet der Schelde immer wieder anrennen, weil ihm die Zeitnot auf den Fingern brennt. Da ihm durch die tapferen deutschen Besatzungen der Atlantik- und Kanalhäfen ausser Cherbourg bis jetzt ein leistungsfähiger Hafen vorbehalten blieb, sucht er mit allen Mitteln und ohne Rücksicht auf Verluste das frontnahe Antwerpen in den Dienst des immer dringlicher werdenden Nachschubs zu stellen.

Auch die Schlachten der Puszta-Ebene und auf dem mittleren Balkan standen in der vorigen Woche im Zeichen eindeutiger deutscher Abwehrerfolge. Aus der Bewegungsschlacht in der Puszta-Ebene haben sich Kämpfe entwickelt, die sich seit Tagen schon an den gleichen Orten und Städten abspielen. Daraus geht eindeutig hervor, dass die Initiative auch in diesem Raum wieder in die Hände der deutschen Führung übergegangen ist. Der kraftvolle Stoss der Bolschewisten in Richtung Budapest, hat sich in den Weiten der Puszta in einzelne Kampfhandlungen verästelt, bei denen die deutschen und ungarischen Truppen den Sowjets äusserst schwere Verluste zugefügt haben.

Japans Flotte schlägt zu

Die Sondermeldungen aus dem japanischen Hauptquartier über die Erfolge der Luft- und Seestreitkräfte unseres ostasiatischen Verbündeten in der Schlacht östlich der Philippinen formten das Bild einer der grössten Seeschlachten, die in diesem Krieg in Ostasien seither geschlagen worden sind. Es zeigte sich, dass die Schlacht bei Taiwan (Formosa) in der vorletzten Woche lediglich ein Auftakt zu diesem viel grösseren Zusammentreffen bei den Philippinen war. Admiral Nimitz glaubte es wohl besonders schlau zu machen, wenn er versuchte, die See- und Luftstreitkräfte der Japaner durch sein Scheinmanöver bei Taiwan abzulenken, um dann mit der grösseren Flotte und seinen grossen Transportern in den Golf von Leyte einzufahren und die erste Landung auf einer Philippinen-Insel ungestört vornehmen zu können. Die japanische Abwehr war jedoch, wie sich sehr rasch zeigte, auf der Hut und liess sich auch in diesem Falle das Gesetz des Handelns nicht entwinden. Die japanische Führung gab der Hochseeflotte den Befehl, den Feind zu stellen und zu schlagen. Dieser Befehl wurde prompt und mit grossen Erfolgen ausgeführt.

Freie Hand für Moskau

Das wortkarge Kommunique über die Moskauer Konferenz zwischen Churchill und Stalin lässt trotz der Versicherung, dass wieder einmal «völlige Einigung» erzielt worden sei, keinen Zweifel darüber, dass Churchill Stalin neue Zugeständnisse hatte machen müssen. Wie aus englischen, amerikanischen und neutralen Pressestimmen hervorgeht, konnte vor allem die Polenfrage nicht bereinigt werden. Und gerade darauf kam es Churchill an. Er wollte von Stalin die Zusicherung mit nach Hause nehmen, dass es in dem Streit zwischen den Londoner Exilpolen und dem von Moskau gestützten Lubliner Polen-Sowjet zum mindesten zum Waffenstillstand komme. Stattdessen musste Mikolaiczyk nach Lublin reisen und bei seinen grössten Widersachern um gut Wetter bitten.

Diese Niederlage Churchills in der Polenfrage wird ihm in der kommenden Zeit zweifellos noch viel Unbehagen einbringen. Er wird dieses für England so heikle Problem nicht wieder mit billigen Phrasen abtun können, denn England sieht sein ganzes Prestige aufs Spiel gesetzt, wenn Churchill gezwungen wird, offen zuzugeben, dass Polen, zu dessen Erhaltung Grossbritannien ja in den Krieg eingetreten ist, endgültig fallen gelassen wurde. Die Augen, vor allem der neutralen Welt, sind angstvoll auf London gerichtet, das in diesen Wochen vor schweren innerpolitischen Belastungen steht.

Die Alarmsignale, die aus den von den Anglo-Amerikanern «befreiten» Gebieten Europas kommen, weisen eindeutig daraufhin, dass Churchill auch in der Bolschewisierung dieser Teile Europas Stalin vollkommene Handlungsfreiheit zugesagt hat. Die Völker in Belgien, Frankreich und Griechenland sowie die Italiener stehen vor schweren Hungersnöten, die der beste Nährboden für die Bolschewisierung sind. Die Hungerdemonstrationen in Brüssel, in Rom und in zahlreichen Städten Frankreichs tragen eindeutig den Stempel bolschewistischer Kundgebungen. Offenbar fühlt sich Eisenhower nicht stark genug, diese Entwicklung auf die Dauer abzubremsen, denn sonst hätte er wohl nicht Washington und London den dringenden Rat gegeben, das de Gaulle-Komitee als Regierung Frankreichs möglichst schnell anzuerkennen. Die Hintergründe zu diesem Schritt sind klar: de Gaulle soll die Verantwortung für das Chaos übernehmen, in das Frankreich durch die Anglo-Amerikaner gestürzt worden ist und aus dem niemand anders als der Kommunismus Kapital schlägt.

Das falangistische Spanien Francos ist das nächste Ziel, das sich der Kreml gesetzt hat. Die Rotspanier, die in Südfrankreich bereits ein Hauptquartier haben und mit englischen und amerikanischen Waffen ausgestattet sind, haben die Pyrenäengrenze überschritten, um den Befehl Moskaus auszuführen, das Regime Francos noch vor Ende des Krieges zu stürzen. Reguläre spanische Truppen haben die roten Eindringlinge zum Kampf gestellt und aus verschiedenen Grenzdörfern wieder vertrieben.

go.

Aus aller Welt gedrahtet

Ritterkreuz für Veesenmayer

Der Führer verlieh dem Reichsbevollmächtigten und deutschen Gesandten in Budapest, Dr. Edmund Veesenmayer, für seine hervorragenden Leistungen im Dienste des Reiches das Ritterkreuz des Kriegsverdienstkreuzes mit Schwertern.

Fünf Jahre Generalgouvernement

Aus Anlass des fünfjährigen Bestehens des Generalgouvernements fand in der Burg von Krakau ein Staatsakt statt, zu dem die deutsche Führung dieses Raumes vollzählig versammelt war. Der Chef der Regierung, Staatssekretär Dr. Bühler, erstattete einen eingehenden Rechenschaftsbericht.

Abkommen Moskau - Sofia

Dem Sender Moskau zufolge ist das Waffenstillstandsabkommen mit Bulgarien von Seiten der Alliierten vom Befehlshaber der in Bulgarien operierenden sowjetischen Truppen, Marschall Tolbuchin und dem Bertreter des Oberbefehlshabers der alliierten Streitkräfte an der Mittelmeerfront, Generaloberst Gammell, von bulgarischer Seite von den Ministern Steinoff und Stojanoff unterzeichnet worden.

Andorra kommunistisch?

Ueber die Vorgänge im französisch-spanischen Grenzgebiet wird in Madrid halbamtlich mitgeteilt, dass rotspanische Elemente, die über die Grenze vordrangen, jetzt die Macht in der Republik Andorra übernommen haben.

Streiks in USA

Die Schweizerische Depeschenagentur meldet aus Washington, das amerikanische Arbeitsministerium habe bekanntgegeben, dass im Monat September in den Vereinigten Staaten insgesamt 390 Streiks stattfanden, an denen 185 000 Arbeiter beteiligt waren.

«DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG»
Verlag: Deutscher Adria-Verlag G. m. b. H.
Verlagsleiter: Leo Meister
Hauptschriftleiter: Dr. Hermann Pirich (verreist)
i. V.: Dr. Horst Walther
sämtliche in Triest
Druck: bei dem Stabilimento Tipografico Triestino

Forum

Briefe an die „Adria-Zeitung"

Was der Duden sagt

Der uns zugegangene Brief eines Lesers, den wir leider infolge Unleserlichkeit seiner Unterschrift nicht persönlich anreden können und der den «Adria-Teil» unserer Zeitung vom orthographischen Standpunkt gewissermassen als das Stiefkind der DAZ hinstellt, hat unsere Aufmerksamkeit gefunden.

Es ist gewiss lobenswert, dass sich unsere Leser so sehr für eine richtige Rechtschreibung der Städte- und Ortsbezeichnungen interessieren und wir wollen an der Richtigkeit der von dem Leser als seinerzeitige Norm für die österreichische Rechtschreibung angeführten Grammatik von Dr. Willomitzer nicht zweifeln — obwohl unser Freund bezeichnenderweise selbst seiner Kritik den Satz vorausschickt: «...genau weiss ich es selbst nicht mehr». Doch ist gleich eingangs zu bemerken, dass es sich hierbei um Rechtschreibregeln handelt, die vor 40 Jahren aufgestellt wurden, und die, wenn sie auch heute ihre Gültigkeit noch nicht verloren haben, immerhin sich mit Neben- und Neubildungen in der Sprache abfinden müssen. Denn die Sprache ist ein lebendiges Wesen, das ständig neue Worte und Ausdrücke prägt und sich im Wandel der Zeiten langsam umformt. Wäre dem nicht so, müssten wir heute beispielsweise noch alt- oder mittelhochdeutsch sprechen.

So findet man im Grossen Duden Ausg. 1942, neben der Bezeichnung «Triester» auch «Triestiner» und es ist schliesslich gar nicht so verwunderlich, dass sich in einem mehrsprachigen Gebiet, wie es das Adriatische Küstenland ja ist, eine Sprache in manchen Fällen — besonders in solchen, wo es sich um eine gehörmässig wohlklingende «Abweichung» der alteingeführten Sprachregeln handelt, — an die andere anlehnt. Aber schliesslich ist der «Triestiner» ja nicht die einzige Ausnahme: wird doch der «Venezianer» vom italienischen «Venezia» und nicht von «Venedig» abgeleitet. (Der Ausdruck «Venediger», wie es eigentlich lauten müsste, wenn man sich auf die strikte Einhaltung der Regeln für die Ableitung der Einwohnerbezeichnung von Ortsnamen verstehen wollte, ist jedoch allgemein nicht gebräuchlich). Die Sprache geht eben oft ihre eigenen Wege, ohne viel um die Logik zu fragen, in den meisten Fällen der Ausnahmen auf den Wohllaut bedacht. Ein anderes Beispiel für eine Ausnahme wäre auch der «Römer». Warum nicht «Romer»? (wie Worms-Wormser, nicht Wörmser).

Die Bildung des Wesfalles durch Anhängung eines gewöhnlichen «s», also «Triests», finden wir für einen Deutschen ohne jede Besonderigkeiten der Aussprache, und sie auch ganz im Sinne des Grossen Dudens, der die Vorsetzung der Wörter «von» oder «der Stadt» nur für solche Fälle als unerlässlich vorsieht, in denen die entsprechenden Städtenamen auf «S-Laute» (s, ss, x, z, tz) enden. Die Endung «ens» ist heute wohl schon etwas veraltet und wird höchstens noch poetisch angewandt. So dürfte z. B. «Budapests» immer noch ansprechender klingen als «Budapestens». Selbstverständlich ist gegen die Anwendung des Ausdruckes «von Triest» oder «der Stadt Triest» absolut nichts einzuwenden.

Bei den Einwohnern der Stadt Pola ist es verständlich, dass sie in ihrer Bezeichnung manchmal geringe Abänderungen erdulden müssen, handelt es sich doch um eine Stadt, die, wenn auch wohlbekannt im alten Oesterreich, nicht gerade übermässig oft im deutschen Sprachgebrauch vorkam und deren Bezeichnung sich daher manchmal vom italienischen «Polesani» ableitet, teils auch, nach deutschem Muster, einfach von dem Stadtnamen selbst (Polaer, des Wohlklangs halber besser Polaner). Uebrigens ist diese Bezeichnung nicht im Grossen Duden festgehalten, so dass Abweichungen unvermeidlich sind.

Dasselbe mag für die Ausdrücke Triaulisch und, angeglichen an das Italienische, friulanisch gelten. Die Form «friaulanisch» dürfte wohl auf einen Druckfehler zurückzuführen sein; sie ist jedenfalls als solche logisch unbegründet.

I. M., Triest

Südostwall aus Grenzern

Die dreifache Leistung der «Konfin» - Rückblick auf ein Musterbeispiel erfolgreicher Militärverwaltung

Von Dr. Robert Ofner

Wer an einer Landkarte von Südosteuropa die Hand auf das nördlichste Dalmatien legt, sie dann weiterführt in nordöstlicher Richtung bis an die mittlere Save, von dort den Flusslauf abwärts auch die Donau entlang bis zu der Stelle, wo die südlichsten Ausläufer der Karpaten an den Strom herantreten, und schliesslich noch im Bogen rund um Siebenbürgen — der hat etwa die Lage der alten k. k. Militärgrenze beschrieben. So war ihre Ausdehnung zur Zeit der grössten Blüte ungefähr um 1800. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass diese Grenze, wie der allgemeine Sprachgebrauch vermuten liesse, eine Linie war. Sie bestand im Gegenteil aus einem breiten Gebietsstreifen, der wie ein Sicherheitsgürtel vor dem Machtbereich der Türken lag.

Als im 15. Jahrhundert die Osmanen mit der ganzen Wucht eines in Bewegung geratenen Volkes aus Asien kommend über die Balkanberge nach Europa einbrachen, stand unser Erdteil unvorbereitet und in eigene Zwistigkeiten verstrickt, dieser katastrophalen Bedrohung gegenüber. Erst allmählich begannen sich die Völker, denen der neue Feind am ärgsten zusetzte, zu besinnen und an eine

«Oskoken», Flüchtlinge aus Bosnien und Serbien, die sich nach langen Kämpfen in der Gegend von Karlstadt niederliessen, bildeten den Kern der Militärgrenze

planmässige, dauernde Abwehr zu denken. Inzwischen hatte sich aber in dem oben skizzierten Gebiet eine Art Niemandsland gebildet, das streckenweise durch Plünderungen und Raubzüge des Feindes vollkommen verheert und menschenleer war. An diesen Stellen bildeten sich die ersten Ansätze einer festen Grenzverteidigung. Die Kroaten wählten den österreichischen Habsburger Ferdinand zu ihren König und verpflichteten ihn damit zur Verteidigung ihrer Ostgrenze. Deutsche Kriegsknechte zogen damals als Grenzwachen in das verödete Land und unter ihrem Schutz siedelten sich dann Flüchtlinge aus den Balkanländern an. Diese Heimatlosen waren fanatische Hasser der Türken. Sie hatten ihr Hab und Gut, oft auch die ganze Familie verloren und sannen auf blutige Rache. Gewohnt, notdürftig unter freiem Himmel zu leben, fügten sie sich gerne in das harte Dasein der ersten Grenzer und Siedler. Hajduken nannte man sie, was Räuber, aber auch Held bedeuten kann. Es gelang den Türken zwar, diese Anfänge eines Grenzschutzes zu überrennen, und bis nach Wien vorzudringen, aber gerade solche bösen Erfahrungen veranlassten den kaiserlichen Hof, der Grenze noch mehr Aufmerksamkeit zu widmen.

Immer mehr Flüchtlinge boten sich dem Kaiser an. Sie erhielten Privilegien und Land im verlassenen Gebiet. Ausserdem gewährte man ihnen Steuerfreiheit und das Recht auf Beute, auch ihre Anführer durften sie weiter behalten. Nur eroberte Festungen und gefangene Notabeln behielt sich der Kaiser vor. Von letzteren gab es jedoch nicht allzuviele. Der Kampf an der Grenze war blutig und rauh. Es verging damals wohl nirgends in dem umstrittenen Raum auch nur eine Woche, in der nicht Ueberfälle und Raubzüge sich wiederholten. In Horden bis zu mehreren Tausend Mann überschwemmte der Feind das Land, um sich Beute und Sklaven zu holen. Man hackte sich gegenseitig die Nase oder gleich das Haupt ab. Gelang es den Türken einen besonders wertvollen Gefangenen zu machen, so zogen sie ihm die Haut vom Kopfe, stopften sie mit Stroh aus und sandten diese Trophäe dem Sultan nach Konstantinopel. Der abgehäutete Kopf wurde den Hinterbliebenen zurückgeschickt.

Unter solchen Kriegssitten schmolzen die Männer an der Grenze zu einer unerbittlichen, verschworenen Abwehrgemeinschaft zusammen. Im sechzehnten Jahrhundert reichte ihr Siedlungsgebiet bereits vom Meer bis zur Drau. Noch einmal gelang es den Türken 100 Jahre später den Gürtel zu durchbrechen, und Wien zu erreichen. Auch diesmal führte ihr Erfolg zu einer Stärkung der Grenze. Sie wurde in einigen Abschnitten vorverlegt und erhielt eine straffe, militärische, politische und wirtschaftliche Verfassung.

Jeder Bezirk bildete ein Regiment, dem alle Einwohner unterstanden. Selbst das gesamte Eigentum gehörte mit nur geringen Ausnahmen dem Regiment. Haus und Boden erhielten die Grenzer als Erblehen. Jedermann unterlag der Militärstrafgewalt. In den Dorfschulen unterrichteten Unteroffiziere, aber es gab für jeden Begabten die Möglichkeit, über die Kompanieschule in das Regimentserziehungshaus zu kommen. Besonders fähige Köpfe brachten es auch bis zur Kadettenschule und zur Militärakademie, so dass viele hohe österreichische Offiziere aus der Militärgrenze hervorgingen.

Ein Grenzer in Festtracht mit einer Keule in der rechten Hand. Im Hintergrund eine Tschardake, eines der auf Pfählen stehenden Wachhäuser

Selbstverständlich nahm die militärische Ausbildung im Erziehungsplan für die männliche Jugend einen breiten Platz ein. Mit 20 Jahren wurden die jungen Männer in die Kompanie aufgenommen und mussten dort 10 Jahre dienen. Die Hälfte dieser aktiven Dienstzeit verbrachten sie im sogenannten Kordondienst, dem Streifengehen an der Grenze. Ausserdem wurden sie zum Einsatz gegen eingebrochene Banden und zur Durchführung von Strafexpeditionen herangezogen.

Zur Zeit ihrer besten Organisation verfügte die «Konfin», wie die Militärgrenze in der Kanzleisprache der Regierungsämter genannt wurde, über 100 000 Mann Infanterie, etwa 5 bis 6000 Reiter, dazu Artillerie und die sogenannten Serezaner, die Feldgendarmerie. Eine weitere Spezialformation waren die Tschaikisten, serbische Flussschiffer, die mit ihren Booten, den Tschaiken, eine technische Ponton- und Pioniertruppe bildeten. Insgesamt belief sich der Friedensstand auf 120 000 Mann bei einer Bevölkerungszahl von etwa einer Million. Im Notfall kamen dazu noch die Populace, das Aufgebot aller übrigen wehrfähigen Männer.

Trotz dieser rein militärischen Organisation und Verwaltung der Militärgrenze, die jeden Eingriff ziviler Behörden ausschloss und gegenüber den zivilen Verwaltungsbereichen strenge Trennungslinien zog, lagen die Aufgaben und die grossen Leistungen dieses Gebietes durchaus nicht nur auf militärischem Gebiet. Die Grenzer blieben zeitlebens neben ihrem soldatischen Beruf Bauern im besten Sinn des Wortes. Damals allerdings, als die Militärgrenze noch bestand, wehrten sie sich energisch dagegen, als Bauern betrachtet oder behandelt zu werden. Der Bauer des Hinterlandes war in früheren Jahrhunderten ein geknechteter, unfreier Mann, abhängig vom Grundherrn oder von dessen Fronvogt. Der Grenzer hingegen war ein freier Mann, der keinen anderen Vorgesetzten kannte als seine Offiziere. Er trug Waffen und war stolz auf seine Stellung und seine Privilegien. Oft gab es heftige Proteste nach Wien, wenn irgendwie versucht wurde, die Grenzer zu gewöhnlichen Bauern zu stempeln. Als 1870 die Grenze aufgelöst wurde und aus ihren Männern unausweichlich Bauern wurden, die sich in nichts von den übrigen Angehörigen dieses Standes unterschieden, gab es an einigen Stellen noch bewaffneten Widerstand. Und trotzdem haben diese Grenzsoldaten gerade auch als Bauern Hervorragendes geleistet. Weite Gebiete verdanken ihre Trockenlegung der Arbeit der Grenzer. Wüsteneien wurden unter ihrer Hand zu Kornkammern Heute noch ernten wir von der Kolonisationsarbeit, die unter der damaligen Militärverwaltung geleistet wurde.

Am wenigsten bekannt ist eine dritte Grosstat, die ebenfalls der alten Militärgrenze zuzuschreiben ist. Zu deren Aufgaben gehörte nämlich auch die Abwehr der Pest. Der Streifendienst hatte nicht nur auf Türken, Räuber und andere Eindringlinge zu achten, sondern auch auf die grosse Seuchengefahr, die damals unserem Erdteil von Asien her drohte. Ein regelrechter Erkundungsdienst war eingerichtet, über den Rupert *Schumacher* in seinem Buch *«Des Reiches Hofzaun»* interessant zu erzählen weiss. Etwa 4000 Mann waren in ruhigen Zeiten an der Konfin im Pestdienst eingesetzt. Wenn die Seuche in der Türkei um sich griff, wurde diese Zahl auf 7000 erhöht. Ergab jedoch die Erkundung, dass auch die anstossenden Grenzgebiete schon verseucht waren, dann mussten 10 000 Mann in den Abwehrkordon eingestellt werden. Jeder Reisende aus der Türkei musste eine Quarantänestation passieren. Diese Stationen bestanden aus einem ummauerten Geländestreifen, in dem für jede Person eine Kolybe, eine Hütte, stand, in der man 21 bis 42 Tage verbleiben musste. Ausserdem gab es Vorrichtungen zur Reinigung von Waren, mehrere Viehschwemmen und einen Friedhof. Wer während der Quarantäne starb, wurde mit langen Stangen in ein Grab geschoben. Auch der kleine Grenzverkehr durfte sich nur an sogenannten Rastellen abspielen, das waren umzäunte Plätze um zwei Schranken, hinter denen Händler und Einkäufer zu bleiben hatten. Sogenannte Reinigungsdiener, wir würden vielleicht Sanitäter sagen, reichten die Waren unter besonderen Vorsichtsmassregeln zwischen den Schranken hin und her, während das Geld in mit Essig gefüllte Becher geworfen werden musste. Die Uebertretung dieser Vorschriften wurde mit Zuchthaus, in schweren Fällen sogar mit dem Tode, bestraft. Der Erfolg dieser Massnahmen, die 1718 eingeführt wurden, war ein völliges Erlöschen der Pest in Europa. Die Grenzer hatten ihre Pflicht erfüllt.

Zahlreiche Männer jener Zeit erkannten die grosse Bedeutung und den hohen Wert dieses aus treuen Soldaten errichteten Schutzwalles in Südosteuropa. Wallensteins «gefürchtete Kroaten» stammten aus der Militärgrenze. Prinz Eugen nahm viel an ihrem Aufbau teil. Manche Feldherrn zogen Truppenteile aus der Militärgrenze für entscheidende Kampfaufgaben heran. Aber auch auf anderen Gebieten sind Männer der Militärgrenze weit über ihren engeren Lebensbereich hinausgewachsen. Es wäre eine dankbare Aufgabe für Geschichtsforscher, festzustellen, wie weit die Auswirkungen des lebendigen Stromes aus diesem Raum auf militärischem, politischem und kulturellem Gebiet ausserhalb ihres eigentlichen Aufgabenbereiches reichten.

Nach ihrer völkischen Herkunft gehörte die Mehrzahl der Grenzer zu den Kroaten. 1851 setzte sich die Konfin aus 51 v. H. Kroaten, 32 v. H. Serben, 12 v. H. Rumänen und nur 4 v. H. Deutschen zusammen. Der Wiener Hof vermied in diesem Gebiet bewusst jede Germanisierungspolitik. Es ergab sich zwar, beinahe von selbst, dass jeder Grenzer etwas deutsch sprach und schrieb, aber darüber hinaus wurde streng darauf geachtet, dass die Problematik des Volkstumskampfes nicht in die Bezirke der Grenze Eintritt fand. Zweifellos war diese Einstellung richtig. Schon die Zusammensetzung des Grenzervolkes zeigte, dass seine Aufgabe weit über die nationalen Interessen der einzelnen Völker hinausging. Es galt nicht nur, die Serben oder die Kroaten, die Rumänen oder die Ungarn zu verteidigen, es hiess aber auch nicht nur den Schutz des einen dahinterstehenden Staates zu übernehmen. Wir sind heute gewohnt, von der «k.k.» Militärgrenze zu sprechen, weil sie in ihrer letzten Entwicklungsstufe ein Bestandteil der österreichisch-ungarischen Monarchie war. Sie entstand aber und wurde gross zu einer Zeit, wo es nicht um diesen einen Staat ging, sondern um halb Europa, das in der Gefahr schwebte, von einem fremden Volk überschwemmt zu werden. Unter dem Schutz der Militärgrenze durfte unser Erdteil sich Jahrhunderte lang entfalten. Diese Wohltat kam nicht nur dem Osten und der Mitte Europas zugute, sondern sie wirkte sich auch bis in den Norden und Westen aus. Frankreich konnte ungestört gross werden und nach ihm Preussen und vielen Völkern blieb das Schicksal erspart, das der Balkan erlitt, der 500 Jahre unter drückender Fremdherrschaft stand und erst im vorigen Jahrhundert zerrissen und zermürbt seine Freiheit wiedererlangte.

Ein Grenzer aus dem Stamme der Morlaken, der «Meerleute», im Norden Dalmatiens. Im Hintergrund ein Strandfischer auf schräg in den Sand gegrabener Leiter

Mein Freund Eberhard

Von RUDOLF VAUEN

Mein Freund Eberhard ist einer, der alles kann und alles weiss. Von allem versteht er etwas. Gleichgültig, ob es sich um Briefmarken handelt, um Hundedressur, Farbenfotografie oder Radioapparate.

Allerdings, neulich hatte er mit meinem Apparat einmal Pech. Der hatte nicht so recht geklungen, er krächzte und schnarrte und war nicht zum Anhören.

«Das werden wir gleich haben», versicherte mein Freund Eberhard mit gönnerhafter Miene. Dann vertiefte er sich in die Schaltung.

«Eine sehr schwierige Schaltung,» erklärte er nach einer Weile. «Denn hier der Primärkreis, sieh mal...». Er sprach sich nicht weiter aus über diesen Primärkreis, fuhr mit dem Schraubenzieher zwischen Drähten und Röhren herum, schraubte hier und klopfte da, liess etwas Sachverständiges fallen von Drehkondensatoren, Endröhren, Netzspannungen. Und

dann spielte das Ding überhaupt nicht mehr.

«Aha,» sagte Eberhard. Und stellte es mir frei, den Apparat zum Radiohändler zu tragen. Zwecks Reparatur...

Aber nun spielte er wieder. «Wunderbar,» sagte mein Freund Eberhard, als ich ihn einschaltete und die ersten Takte Musik erklangen. Einen Atemzug lang lauschte er und sagte wieder nur: «Wunderbar!!» Liess sich in den Sessel fallen. «Ja, wirklich, dieser Schubert!! Zwischenaktmusik aus «Rosamunde», erklärte er mir.

Ich muss gestehen, ich verstehe nichts von Musik. Viel weniger als Eberhard, der in jedes Konzert geht und mit Wagner und Mozart sozusagen auf Du und Du steht.

«Opus 62», erläuterte Eberhard. «Oder nein, warte mal, nein, ...nein, ich habe mich geirrt, es muss... natürlich, selbstverständlich... es ist opus 54, er schrieb es ja schon achtzehnhundertund...» der Rest war nicht mehr zu verstehen, denn Eberhard lauschte sichtlich ergriffen einem Motiv. «Wunderbar, ganz wunderbar», murmelte er und bewegte die linke im Takt hin und her. «Auch später die erste und die zweite Variation ist ganz prachtvoll gelungen».

Wir beide lauschen still und stumm.

«Es ist ein heiteres Singspiel von Hirten und Schäferinnen, man hört so recht das Tändelnde der Musik.» Ich muss gestehen, es schienen mir recht massive Hirten und handfeste Schäferinnen zu sein, denn die Musik war dröhnend und wuchtig geworden. Aber vielleicht war das musikalisch begründet und überhaupt... Hirten müssen schliesslich kräftige Menschen sein, man denke nur an die Wölfe... Oder vielleicht war es überhaupt das Wolfsmotiv? Eberhard sagte nur, als ich ihn danach fragte: «Adur», und weis mit den Zeigefinger bedeutsam auf den Lautsprecher. «Drei Kreuze.»...

Ich schwieg betreten, denn, wie gesagt, von diesen Dingen verstehe ich nichts.

«Tamtamlallala», sang Eberhard der Musik nach. «Ist das nicht grossartig gelöst... Und gleich kommt die herrliche c-moll-Stelle. Gleich..., da ist sie schon, hörst Du?»

Ich hörte nichts, aber war zu höflich, es ihn merken zu lassen. Es muss für musikalische Menschen etwas Schreckliches sein, wenn ihnen niemand ihre Gefühle nachempfinden kann. Ich ersparte ihm das und gab ihm zu verstehen, dass es wohltuend sei, wenn einem jemand etwas erklären könne, so wie er das täte.

Eberhard nickte bekümmert dazu. Ja, ja, es sei oft schmerzhaft, sich so einsam zu fühlen. Die meisten Menschen brächten sich um viel Schönes durch ihr mangelhaftes Musikverständnis. «Tanz der Hirten», sagte er noch und versank wieder in stummes Zuhören.

Es schien mir zwar kein eigentlicher Tanz zu sein, denn die Musik wurde lauter und dröhnender, kriegerischer. Es schien, als machten die Hirten einen Parademarsch, aber... was versteht unsereiner schon von Musik... Seufzend gestand ich es mir ein, als die machtvollen Akkorde verklungen waren, während mein Freund Eberhard gedankenvoll den Kopf

Zeichnungen: Regnier v. K.

wiegte. «Schubert ist doch einer der Grössten», meinte er in seiner Versunkenheit.

Eine freundliche Stimme sagte im Lautsprecher: «Sie hörten soeben die ‚Egmont-Ouvertüre' von Ludwig van Beethoven.»

...

«Beet - hoven?», meinte mein Freund, gedehnt, indem er sich aus dem Sessel erhob.

«Ich glaube, du musst deinen Radioapparat noch einmal nachsehen lassen.»

Der Kurs unserer Wissenschaft

Statt Materialismus: Ehrfurcht! / Von Dr. med. Carl Sasse

Die Schäden, die die materialistische Epoche — von ihrem Nutzen einmal abgesehen — angerichtet hat, sind gross. Unvergängliches Verdienst rankt sich daher um die Namen von de Lagarde, Langbehn und Nietzsche, die sich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln gegen die Verflachung ihrer Zeit wandten. Während Kunst und Geisteswissenschaft diesen Kampf zuerst aufnahmen, schwenkten Naturwissenschaft und Medizin erst recht spät in ihre Abwehrfront ein. Diese Tatsache findet ihre verständliche Erklärung in dem breiten Eindringen Haeckelscher und Büchnerscher Theorien in die Köpfe der damaligen Naturforscher und Laien. Wie durch ein röhrenförmig eingeengtes Gesichtsfeld sahen jene innerhalb ihres Forschungsbereiches nur noch Stoff und Kraft am Werk, Faktoren, aus denen sie die Rätsel der Welt lösen zu können glaubten, ja oft schon gelöst zu haben vermeinten. Dabei verwechselten sie dauernd das Prinzip der Forschung mit Fragen der Welterklärung. Die grosse Masse, bewusst bindungs- und seelenlos «aufgeklärt», fiel der simplen Tageslehre vom allmächtigen Zufall als leichte Beute in die Arme. Als die Welt schliesslich «öde und leer» geworden war, kam die von allen Einsichtigen und Tieferdenkenden heiss ersehnte und erstrittene Wende. Dabei muss es als ein Treppenwitz der Weltgeschichte bezeichnet werden, dass dieselbe Naturwissenschaft, die das mechanistisch denkende Zeitalter einst selbst in den Sattel gehoben hatte, nun unleugbare Daten lieferte, die nach jahrzehntelanger Ueberheblichkeit wieder die Grenzen der Naturwissenschaft deutlich herausstellten. Man verstehe nicht falsch: in keiner Weise soll hier das grosse Verdienst der kausalen Forschungsmethode in irgendeiner Weise verkleinert werden, ein Unterfangen, das völlig unsinnig wäre; gescheitert aber ist diese Richtung in dem Glauben, dass das Leben letzthin nichts anderes sei als eine Summe chemischer Abläufe. Hans Driesch, der Philosoph des Organischen, schlug von seiten der Biologie die Bresche. Er stellte an Hand seiner exakten Versuche die Eigengesetzlichkeit des Lebendigen heraus. Sie regelt ohne eine Verletzung der Gesetze von Kraft und Stoff, Raum und Zeit die Vorgänge so, dass sie nicht beliebig, sondern planmässig ganzheitherstellend verlaufen.

Geheimrat Prof. Kolle hat diese Erkenntnis in seiner Eröffnungsrede zur Frankfurter wissenschaftlichen Woche so formuliert: «Gerade die, welche die Naturgesetze erforschen, haben bestätigt, dass diese Gesetze sinnvoll für den Kosmos und für das Leben sind. Wo aber Gesetze sind, da muss auch ein Gesetzgeber sein, und damit ist der Begriff Gottes und des Göttlichen als letzter Endbegriff im exakt-naturwissenschaftlichen Denken wieder herrschend geworden.» Solchen Gedankengängen haben sich die grössten abendländischen Naturforscher niemals verschlossen, auch heute reissen die Glieder dieser Kette nicht ab, sie reichen von Ernst von Bergmann bis zu August Bier, der in mancher abendlichen Aussprache mit Max Planck zu denselben Denkergebnissen vorstiess, die bereits ein Kepler, Newton und Leibniz vertraten. Diese harmonischen deutschen Forscherpersönlichkeiten, überragend in ihrem Arbeitsgebiet, weise und gütig in der letzten Reife des Alters, haben immer wieder dargetan, dass eine rein analytische Betrachtungsweise den letzten Wesensfragen Zwang antut. Planck hat mit seiner Quantentheorie, mit ihren Begriffen der Energiequanten und Energieatome, dem Planckschen Wirkungsquantum und der Planckschen Konstante ein neues physikalisches Weltbild begründet. Am Beispiel der Lichtstrahlen hat er es besonders anschaulich darzustellen verstanden, dass unter sämtlichen Bahnen, die von einem Stern in ein Auge eines Beobachters führen, das Licht immer nur diejenigen benutzt, zu deren Zurücklegung es, bei Berücksichtigung der verschiedenen Fortpflanzungsgeschwindigkeiten in den verschiedenen Luftschichten, die kürzeste Zeit braucht. Die Photonen, die den Lichtstrahl bilden, verhalten sich also wie vernünftige Wesen! Wenn aber schon die Physik mit solchen Begriffen arbeitet, so brauchen wir hier über die Berechtigung des teleologischen Denkens in Medizin und Biologie heute nicht viel Worte mehr zu verlieren. August Bier hat sich bei Untersuchungen über den Kollateralkreislauf offen zu einem teleologischen Standpunkt bekannt.

Die Geistesrichtung des Materialismus stösst also ins Negative. Nirgends zeigt es sich deutlicher, dass eine bis zur letzten Konsequenz überspitzte analytische Methode dem Menschen letzthin das Gleichgewicht seiner geistigen Existenz raubt, als bei der Betrachtung der sowjetischen Handhabung des Wissens. Noch heute werden dort «Thesen über den Ursprung des Lebens» (Titel eines Buches von Oparin, USSR) als Neuentdeckung ausgegeben, die Prof. Dr. Beurlen mit Recht als anachronistisch anspricht. In diesem Werk, das übrigens bezeichnenderweise als einzigem wahren Vertreter einer abendländischen Wissenschaft Haeckel uneingeschränktes Lob zollt, wird noch immer das abgeleierte, falsche Lied gesungen, dass Tiere und Menschen nur Maschinen seien, dass das Leben eine «zufällige Folge» chemischer Prozesse sei.

Von dieser Denkart sagt Beurlen, sie wandele im wesentlichen einzelne Nebenerscheinungen ins Negative, die von der abendländischen Geistesentwicklung längst überholt seien. Für den Kundigen bleibt von diesem Machwerk nichts als ein geschickter dialektischer Trick.

Uns aber sind Menschen und auch Tiere nicht «nur» Maschinen, eine Ansicht, über die man heute zur Tagesordnung übergehen kann, vielmehr gewahrt unser Blut ahnungsvoll in beiden Schöpfungen die waltende Ordnung einer überweltlichen Macht. Wir leben in einer Zeit, die wieder Raum gibt für das grosse Thaumazein, das Wundern, das wir so gänzlich für überholt hielten. Aber der Alltag ist nicht die Wirklichkeit dieser Welt, und immer wieder wird das letzte Geheimnis verschleiert bleiben, das bei jedem Zugriff uns zu entweichen versteht. Aber diese unlösbare Spannung feuert den abendländischen Wissenschaftler gerade immer aufs neue an und sorgt dafür, dass ihm sein edelster Antrieb allzeit erhalten bleibt: die Begeisterung und die Ehrfurcht.

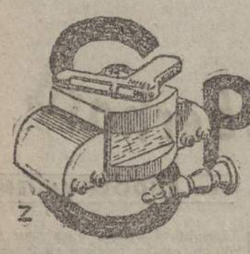
Die «unfromme Gewissheit» der materialistischen Denkart, dass allein vom Wissen her sich das Lebensrätsel lösen lässt, ist unwahrscheinlicher denn je. Wir wissen heute, dass alle Fragen, die der exakten Wissenschaft zugängig sind, von dieser bis zum Ende erschöpft werden müssen, darüber hinaus aber haben wir uns als Volk wieder bewusst einer Willenskultur zugewandt, die unserer abendländischen Art entspricht. Sie weiss das Zeugnis der Geschichte auf ihrer Seite, dass die idealistischen Kulturen stets die fruchtbarsten und gestaltungsfähigsten gewesen sind. Unsere Kultur ist einerseits vom Kios abhängig, andererseits autonom: mit einem gewissen Niveau haben wissenschaftliche Ergebnisse verbindliche Kraft, das Trennende nimmt ab, das Gemeinsame zu. Von Bavink stammen die Worte: «Es ist grundsätzlich falsch, wenn die Menschen glauben, auf irgendeinem Wertgebiet das Letzte bereits in der Hand zu haben. Wo Forscher und Philosoph schweigen müssen, können Künstler, Dichter und Prophet dank ihrer Intuition noch reden, und am grössten und reinsten klingen ihre Offenbarungen — hier sind es wirklich solche — dort, wo alle drei zusammenkommen, wo dem Prophet die dichterische Gabe zu Hilfe kommt und beider Worte dann durch die Sprache der Töne auf einen nicht mehr überbietbaren Ausdruck gebracht werden. Wer etwas davon erleben will, der versenke sich in Haydn, Brahms, Bach und Beethoven. Dann ahnst du aber wohl auch — oder solltest es doch wenigstens ahnen können —, dass solche Offenbarung ihrerseits hinwiederum nicht ein blosses Spiel physikalisch chemischer Kräfte im Gehirn dieser Giganten sein kann, und dass sie ebensowenig blosse Aeusserung eines bestimmten Lebenstypus ist — beides ist ungefähr so richtig wie der Satz, dass ein Konzert ein gewisses System von Luftschwingungen und Muskelbewegungen der Ausführenden ist —, dass vielmehr dem Geiste der Primat gebührt, dem Geiste, aus dessen «autonomem» Wirken schliesslich doch auch die Wissenschaft selber entsprang.»

Die Rache des Stammtisches

Eine Triester Anekdote

Am Triester Staatsgymnasium wirkte vor Jahren als Professor der Naturwissenschaften ein Professor Moser. Wegen seiner grossen Gelehrtheit und seines entgegenkommenden Wesens war er allgemein geachtet und beliebt. Er betrieb auf dem Karst archäologische Studien und hatte sich hierfür im besonderen eine Höhle in der Nähe von Aurisina auserkoren, wo wochentags ein Arbeiter einige Stunden für ihn ausgrub. Sonntags fuhr er hinaus, um die Funde zu untersuchen und selbst zu schürfen. Wenn er ein paar alte Scherben und Knochen gefunden hatte, war er glücklich. Manchmal kam er von diesen Ausflügen direkt zu seinem Stammtisch und hielt anhand irgend eines alten Tonsplitters den aufhorchenden Freunden einen kleinen Vortrag darüber. Eines Tages fuhr Moser wieder nach Aurisina, um seine Ausgrabungen zu betreiben, und stiess dabei auf etwas Tönernes, das er sorgfältig aushob und voller Freude an die Sonne trug. Dort reinigte er es von der Erde und besah es sich. Es war eine wunderschöne alte Pfeife mit einer lateinischen Inschrift. Er entzifferte sie und seine erstaunten Augen lasen: Julius Caesar seinem berühmten Forscher Professor Moser in Dankbarkeit». Das war die Rache des Stammtisches für seine allzu enthusiastischen Vorträge.

Jacob v. Uexküll gestorben. Wie erst jetzt bekannt wird, ist Jacob von Uexküll, der Begründer der Umweltforschung und hervorragende Vertreter der modernen Biologie, bereits am 25. Juli 1944, vor der Vollendung seines 80. Lebensjahres, auf Capri verstorben. Uexküll entstammte einem baltendeutschen Adelsgeschlecht. Als Honorarprofessor in Hamburg gründete er das Institut für Umweltforschung. «Nie geschaute Welten» und «Umwelt und Innenwelt der Tiere» waren seine bedeutendsten Werke.



Spiel um den Kopf

Von Alexander Keller

Die Geschichte des Dr. Günther Treptow wird heute noch in ganz China erzählt, obwohl bereits Jahre verflossen sind, seit sie sich ereignete. Ich hörte sie in Schanghai, in Nanking und schliesslich weit oben am Gelben Strom in Tau-Tan. Dr. Treptow, der in unserem guten alten Hamburg seine ersten Socken zerrissen hatte, lebte seit undenklichen Zeiten in China; er gehörte zu jenem Typ Deutscher, die es in die Welt hinaustreibt, die aber überall, wo sie auch sind, der Heimat dienen, für ihr Volk arbeiten.

Als der Aufstand, den General Fuang leitete, ausbrach, war Dr. Treptow Arzt der Mission in Wantschau gewesen. Fuang war nichts anderes als ein gemeiner Strassenräuber; eines Tages zog er sich eine Generalsuniform an, sammelte zwanzigtausend Mann und fiel in die Provinz Szentschwan ein. In Wantschau nahmen seine Leute den guten Dr. Treptow gefangen und brachten ihn vor Fuang. Der General sass gerade beim Schachspiel, als man den deutschen Doktor brachte.

In Wantschau nahmen seine Leute den guten Dr. Treptow gefangen.
Zeichnungen: Prof. Ranzatto

«Was soll das heissen?» setzte sich Dr. Treptow zur Wehr. «Seid ihr Soldaten oder Banditen? Ich verlange meine sofortige Freilassung. Ich bin Deutscher».

Fuang nickte tiefsinnig. «Vor Gott sind alle Menschen gleich!» sagte er salbungsvoll. «Wieviel sind deine Leute bereit für dich zu zahlen?»

«Nichts», entgegnete Treptow verächtlich. «Nicht einen Pfennig». «Dann», sagte Fuang und hob kaum den Kopf, «dann werde ich dich erschiessen lassen». Er wandte sich wieder seinem Spiel zu und Treptow, der sich durch die Brutalität des Gelben nicht aus der Ruhe bringen liess, blieb stehen und sah zu.

Nach einer Weile hob Fuang den Kopf und sah den Deutschen an. «Wie gefällt dir das?» fragte der grinsend. Und in diesem Augenblick hatte Treptow eine Idee.

«Du bist ein Bandit», sagte er einfach, «und du spielst wie ein Bandit. Ein Kind würde über dein Spiel lachen».

Es wurde ganz still im Zimmer. Treptow hatte viel gewagt; aber er kannte die Chinesen. Fuangs Gesicht verzerrte sich vor Wut, aber er zwang sich zu einem Lächeln. «Mann», sagte er nach einer Weile beherrscht, «ich bin bereit, mit dir um deinen Kopf zu spielen. Gewinnst du, sollst du frei ausgehen. Verlierst du, wirst du geköpft».

«Gut», sagte Dr. Treptow, «ich nehme das Spiel an. Ich will aber nicht hier spielen. Ich kann nicht wie du und deine Leute auf dem Boden kauern und nachdenken. Ich will in meinem Zimmer in der Mission spielen. Komm um acht Uhr zu mir, ich erwarte Dich zum Tee...» Und der Deutsche ging hinaus, als hätte er eben einen guten Freund zu einem Glas Bier eingeladen...

Alle Leute, die diese Geschichte erzählen, berichten, dass Treptow dann richtig den General matt gesetzt habe und dass ihn der General daraufhin frei liess. «Sie müssen wissen», sagte mir ein alter gelehrter Chinese, «dass Fuang einer unserer besten und berühmtesten Schachspieler war. Der Deutsche muss geradezu ein Genie gewesen sein, dass er dieses Spiel gewonnen hat! Ausserdem muss er auch Nerven wie Eisen haben! Welcher andere Mann hätte so ruhig und bedächtig um seinen Kopf spielen können?»

Ich war natürlich sehr begierig, meinen Landsmann, Dr. Günther Treptow kennenzulernen; und eines Tages traf ich ihn dann in Schanghai. Er war ein grosser, hagerer Mann, dessen Blondhaar bereits ins Graue hinüberspielte. Um seinen entschlossenen Mund lag ein freundliches Lächeln. Natürlich begann ich sofort über seine berühmte Schachpartie zu reden, er aber wehrte ab.

«Du lieber Himmel», sagte er. «Sie dürfen doch nicht jeden Unsinn glauben, den man ihnen erzählt, und diese Chinesen sind seit zehntausend Jahren die besten Märchenerzähler. Ja — ja, ich habe mit dem alten Fuang gespielt, jawohl, um mein Leben; und der alte Gauner wäre nur zu bereit gewesen, mich um einen Kopf kürzer zu machen. Dabei war er ein grandioser Spieler; ich glaube, er hätte jeden unserer grossen Meister glatt geschlagen».

«Und sie haben ihn besiegt, Doktor!» rief ich begeistert aus. «Wie gut müssen Sie erst spielen!»

«Ah». Der Doktor machte eine abwehrende Handbewegung. «Ich habe mich niemals in meinem Leben viel mit dem Schachspiel befasst. Verstehen Sie mich recht: ich wäre nicht in der Lage, einen wirklichen Schachspieler zu schlagen. Aber ich verstehe ein wenig davon und bin in der Lage, ein Spiel zu verzögern. Ausserdem kam mir Fuang zu Hilfe; er erkannte sofort seine Ueberlegenheit und wollte mit mir — wie eine Katze mit der Maus — spielen. So spielten wir sieben Stunden, die furchtbarsten meines Lebens. Und dann war die Geschichte zu Ende».

«So haben Sie Fuang also doch geschlagen?»

Dr. Treptow lächelte. «Ja und nein», sagte er. «Ich habe ihn geschlagen, weil er nicht Französisch konnte. Das war ein Fehler!»

Ich war ein wenig überrascht. «Was haben denn französische Sprachkenntnisse mit dem Schachspiel zu tun?»

«In diesem Fall sehr viel», sagte der Arzt nachdenklich, «aber lassen Sie sich die Sache einmal erzählen:

Als ich Fuang verliess, brachten mich seine Banditen in mein Zimmer, und hier blieb ich unter Bewachung bis zum Abend. Gegen acht Uhr kam dann der General, und ich bat ihn, mit mir Tee zu trinken und es sich gemütlich zu machen. Ich hatte einen ausgezeichneten Kurzwellen-Radioapparat und bat Fuang, ihn offen lassen zu dürfen, was er mir gnädigst zugestand. So hatten wir Musik, als wir Tee tranken und auch später, als wir zu spielen begannen. Vor dem einzigen Fenster standen einige Banditen; unter ihnen der Henker, der die ganze Zeit über sein Schwert schliff; anscheinend, um mir den Abschied von dieser Welt möglichst leicht zu machen.

Der alte Fuang war aufgeräumt und erzählte mir von seinen Heldentaten, und erst gegen neun Uhr kamen wir zum Spiel».

Dr. Treptow schüttelte sich leicht. «Stellen Sie sich vor. Ich und der Mann, von dessen Kunst mein Leben abhing, allein in einem Zimmer: wir sitzen vor einem Schachbrett, jeder erpicht, den anderen zu besiegen...

Wir sahen beide sofort, dass er mir glatt überlegen war; wir versuchten aber beide, das Spiel hinauszuzögern — ich, um Zeit zu gewinnen; er, um meine Todesangst zu vergrössern. Gegen elf Uhr aber hatte er mich beinahe; ich war einen Augenblick leichtsinnig gewesen, und es schien, als wollte er Schluss machen. Doch ich riss mich zusammen und spielte so gut wie noch nie in meinem Leben. Den General schien die Sache wieder zu interessieren, mein Widerstand reizte ihn, und er schob das Ende hinaus... Aus dem Lautsprecher kam die ganze Zeit über Musik; plötzlich hörte man trommeln, dann eine Stimme und später wieder Musik.

«Meinetwegen muss das Teufelszeug nicht lärmen!» sagte der General einmal.

«Ich brauche es aber, General», entgegnete ich, «denn es lenkt mich ab und beruhigt meine Nerven». Gerade in dem Augenblick brach die Musik ab, und eine rauhe Stimme schrie etwas in den Aether.

«Was sagte er denn?» fragte der General, denn der Mann im Lautsprecher sprach französisch, und Fuang verstand diese Sprache nicht.

«Er kündigt nur das nächste Musikstück an», sagte ich harmlos und bemühte mich zu lächeln. Und dann ging das Spiel weiter. Gerade vor mir stand eine Uhr, und ich konnte den Gang des Zeigers verfolgen. Langsam, unendlich langsam bewegte er sich, und ich begann zu zittern. Denn das Brett war langsam leer geworden, und je weniger Figuren ich hatte, umso eher konnte der alte Teufel mir gegenüber Schluss machen. Um drei Uhr früh war ich so erregt, dass mir alles vor den Augen tanzte; verschwommen sah ich einen höhnisch grinsenden Fuang und ein Schachbrett, das flimmerte. Ich griff mechanisch nach den Figuren und fühlte, wie mir ein Stück Eis im Nacken sass.

Wieder warf ich einen Blick auf die Uhr; es war zehn Minuten vor vier. Der Lautsprecher tobte und heulte noch immer, und das Gekrächze ging mir schliesslich auf die Nerven. Ich stand auf und stellte ihn ab. Und in die plötzliche Stille hinein sagte Fuang: «In zehn Minuten, Mann, wirst du diese Welt verlassen!»

«Auch die grössten Spieler können irren», entgegnete ich. Und ich fühlte, wie ich jetzt kalt und ruhig wurde: «In zehn Minuten, Fuang, werde ich dich geschlagen haben».

Es war drei Uhr fünfzig... Um vier Uhr streckte Fuang seine dürre gelbe Hand aus, um den letzten Zug zu tun um seine harten Lippen lag ein kaltes Lächeln... In diesem Augenblick hörten wir draussen einige Schüsse fallen. Menschen schrien auf, die Tür krachte, und im Zimmer stand der kleine Captain Condonner, setzte Fuang seine Pistole auf den Kopf und sagte: «Schachmatt, General!»

Dr. Treptow hatte geendet und blickte nachdenklich vor sich hin. Ich war etwas enttäuscht. «Die Sache ist bei weitem nicht so romantisch, wie ich sie mir vorstellte, Doktor. Eigentlich eine — fast möchte ich sagen — nüchterne Angelegenheit. Da haben Sie ja eigentlich gar nicht um Ihren Kopf gespielt...»

«Sagen Sie das nicht», entgegnete der Doktor und lächelte sanft. «Als ich Fuang am Nachmittag verliess, sandte ich Hilferufe hinaus und bekam sofort von Hoang-hai Antwort, Captain Condonner würde unverzüglich mit tausend Reitern aufbrechen, um Fuang zu vertreiben und uns zu retten. «Wir wissen nicht, wann der Einsatz bei Ihnen sein kann», sagte man, «wir werden aber veranlassen, dass man Ihnen ununterbrochen Nachricht sendet. Und zwar in französischer Sprache. Damit diese Funksprüche nicht auffallen, wird man abwechselnd auch Musik senden». Und so war es. Die drei Telegrafisten gröhlten irgendwelche Lieder hinaus — eine andere Musik hatten sie ja nicht — und zwischendurch sagten sie mir genau, wo sie wären. Ich sah sie geradezu kommen. Ich wusste jeden Augenblick, wo sie sich aufhielten und musste das Spiel danach richten. Wissen Sie, was das heisst, auf das Spiel achtgeben zu müssen und auf die Sendungen? Ich sah, wie der alte Fuang langsam mich in die Enge trieb, und ich hörte, wie meine Befreier näher kamen. Und ich zitterte bei dem Gedanken, dass es dem alten Teufel einfallen konnte, mich matt zu setzen, ehe die Reiter kamen. Aber er war ein grausamer alter Teufel und wollte sich amüsieren, und dann verstand er ja auch nicht, was man mir auf französisch meldete... Habe ich nicht um meinen Kopf gespielt?»

Der kleine Captain Condonner setzte Fuang seine Pistole auf den Kopf und sagte: «Schachmatt, General!»

Ich reichte Dr. Treptow die Hand. Er war doch ein Held! Und dann — er hat die Partie ja doch gewonnen; denn schliesslich war Fuang ja doch der Besiegte!

Einer Freundin zum 60. Geburtstage

Von Ricarda Huch

Du pflückst nun Trauben, denn es ist Oktober,
Der Herbst ist reich.
Schwer sind die Körbe, angefüllt die Schober,
Die Schränke voll Linnen weich.

Wie still das Haus. Die Arbeit ward gelinder
Als sonst der Brauch.
Erwachsen sind die Kinder, Kindeskinder
Umblühen dich bald wohl auch.

Ein frühes Feuer knistert im Kamine,
Der Abend fiel;
Da summt ums Haupt dir zart wie eine Biene
Erinnerungsspiel.

Hats nicht geklopft? Wer sind die späten Gäste?
Herein zum Tor!
Kennst du uns nicht? Wir wünschen Glück zum Feste,
Wir singen dir Lieder vor.

Von alter Freundschaft, Hoffnung, Kurzweil, Plagen,
Mondschein und Föhn,
Von bunten, tollen, stürmisch jungen Tagen —
War es nicht schön?

UNSTERBLICHE PROSA

Das Volk steht auf!

Von Generalfeldmaschall Neithart von Gneisenau (1808)

Früh oder spät dürfen wir erwarten, dass wir aus der Reihe der unabhängigen Völker werden getilgt werden. Keine Demütigung wird uns diese Katastrophe ersparen, ein kräftiger Widerstand hingegen uns die Achtung der Zeitgenossen und Nachkommen sichern, falls unser Untergang beschlossen ist und wir unterliegen müssen. Es gibt noch Widerstandskräfte, die die Regierungen zeither vernachlässigt oder gefürchtet haben und die uns mit hoher Wahrscheinlichkeit einem günstigen Ausgange des Kampfes entgegensehen lassen. Dies sind die Volksbewaffnungen.

Die Gemüter sind hiezu grossenteils reif; die unschlüssigen und lauen müssen durch ein kräftiges Wollen der Regierung auf die Stufe des Gemeinsinns gehoben werden, wozu ihnen eigene Kraft fehlt. Der Ausspruch: «Wer nicht mit uns ist, ist wider uns» lasse für niemanden, selbst nicht für den Verräter, einen Ausweg übrig. Lauigkeit ist in solchen Krisen Hochverrat.

Aber es ist billig und staatsklug zugleich, dass man den Völkern ein Vaterland gebe, wenn sie ein Vaterland kräftig verteidigen sollen...

Nichts fürchten unsere Feinde mehr, nichts entwickelt aber auch die Kraft einer Nation auf eine fruchtbarere Weise als Volksaufstände. Ueberall stellen sich zahlreichere Massen entgegen, als der mächtigste Feind herbeizuführen vermag. Und welcher Geist belebt diese dem vaterländischen Boden entwachsenen Heere! Erbitterung gegen ihre Unterdrücker, Wertschätzung ihrer eigenen Verfassung, Liebe zum Vaterlande und Rache beseelen sie.

Die Furchtsamkeit wird immer den schwachen Rat geben, ein so gewaltsames Mittel wegen Ungewissheit des Erfolges nicht zu wagen und lieber noch sich hinzuhalten zu suchen. Was die fernere Ergebung in den harten Willen des Siegers betrifft, so lässt sich bei der heutigen Gestalt der Dinge wohl erwarten, dass Napoleon Anträge machen und mildernde Formen beobachten wird. Aber man darf sich deswegen nicht schmeicheln, dass eine Verbindung mit ihm unsern Untergang verhindern werde: nur verzögern wird sie ihn. Früh oder spät kommen wir dennoch an die Reihe, und, einmal in der Höhle des Zyklopen, können wir bloss auf den Vorzug rechnen, zuletzt verzehrt zu werden. Man kann es sich nicht verhehlen, dass es für uns keinen Mittelweg zwischen Untergang und Schande auf einer, Unabhängigkeit und Ehre auf der anderen Seite gebe. Schlagen wir den der Ehre ein, so kann der preussische Name glorreicher als je wiederhergestellt werden. Nur mutigen und festen Schrittes auf der Bahn vorgeschritten, die Klugheit und Notwendigkeit uns vorzeichnen.

Beginnen wir demnach den ehrenvollen Kampf mit mutigem Herzen und im Vertrauen auf Gott, der eine gerechte Sache nicht verlassen wird, sofern er nicht um höherer Zwecke willen unsern Untergang beschlossen hat, der vielleicht nur deswegen uns so tief sinken liess, um aus demselben Deutschland, worin religiöse Freiheit aufblühte, die politische zugleich mit der Veredlung der Völker, die nur in ihrer wechselseitigen Unabhängigkeit gedeihen kann, ausgehen zu lassen. Nie wurde für eine schönere Sache gefochten, denn es gilt Unabhängigkeit und Veredlung des Volks zugleich. Vielleicht nur eine kurze Zeit, und schöner, blühender, kräftiger als je steht der verjüngte Staat da, glücklich im Innern, geachtet und gefürchtet von aussen. Wem schlägt des Herz nicht von frohen Hoffnungen!...

Das erste Gesetz des Bundes zur Vaterlandsverteidigung ist: Wer nicht mit uns ist, ist wider uns.

Jede Mannsperson von 17 Jahren an wird bewaffnet, durch eine Nationalkokarde als Soldat bezeichnet und durch eine Nummer unterschieden. Wer ein Pferd hat, bringt solches mit und wird Kavallerist.

Jede Obrigkeit, die nicht sogleich mit Eifer zur Sammlung, Bewaffnung und Ausrüstung der Vaterlandsverteidiger mitwirkt, ist sofort ihres Amtes entsetzt.

Die Güter und das Vermögen aller derjenigen, welche sich lau oder der Sache des Feindes geneigt bezeugen, werden eingezogen und unter die im Kriege schwer Verwundeten und die Kinder der für die Sache des Vaterlandes Gefallenen verteilt.

Alles vorrätige Getreide wird beim Vordringen des Feindes fortgeschafft und die Gegend vor ihm her verödet, die Mühlen der nötigsten Stücke beraubt, und Frauen und Kinder flüchten sich nach Bezirken, deren der Norden so viele hat und die mit wenig Mühe unzugänglich gemacht werden können. Schickliche Städte werden pallisadiert, mit Blockhäusern versehen und zur Verteidigung eingerichtet. Was zerstört wird, trägt die Nation gemeinschaftlich.

Wiener G'schichten

Anekdoten um Beethoven und Schwind

Der einfallsarme Beethoven

Das Gold der Musik Beethovens liegt tief und schwer zugänglich, so dass es nicht jedermanns Sache ist, nach diesem Schatz zu schürfen. Schon zu Lebzeiten fand der Komponist vielfach heftige Ablehnung; einer seiner entschiedensten Gegner war Maximilian Stadler, der für die anmutig-weiche Harmonie der Melodien Mozarts begeistert war und die Kirchenmusik nicht ohne Begabung um viele Stücke Mozartschen Klanges bereicherte.

Da nun künstlerische Widersacher sich immer wieder zu den Werken des Antipoden hingezogen fühlen, um den eigenen Standpunkt im Gegenlicht heller sichtbar zu machen, besuchte auch Stadler trotz aller Abneigung hin und wieder die Konzerte Beethovens. So hörte er sich einmal in Begleitung eines Freundes die urgewaltige siebente Symphonie an. Unruhig rutschte er auf seinem Platze bald nach links, bald nach rechts, und als unter atemloser Stille der Versammelten das nervenspannende «e», durch mehrere Sekunden verharrend, die Atmosphäre des Saales und die Herzen der Anwesenden mit geheimnisvoller Kraft zu sprengen drohte, wandte Stadler sich achselzuckend an den Nachbar und flüsterte ihm zu: «Da sichst du diesen langweiligen Menschen, — stundenlang der eine Ton, — es fallt ihm eben nix Neues ein.»

Falsch gesehen

Moritz von *Schwind*, der nach Jahrzehnten der Abwesenheit als Sechzigjähriger mit Freuden in seine Vaterstadt Wien zurückgekehrt war, um das neue Opernhaus mit Fresken zu schmücken, besuchte nun häufig Theater und Konzerte, aus vollem Herzen die langentbehrte heimische Kunstblüte geniessend.

An einem Musikabend hatte er, ganz in die Offenbarung der Töne versunken, die umfangreiche C-Dur-Symphonie Schuberts an sich vorüberziehen lassen, da sprach ihn während des losbrechenden Beifalles sein Nachbar naserümpfend an: «Sicher ein schönes Stück, das wir eben gehört haben, aber ebenso sicher zu lang, viel zu lang!»

«Oho», antwortete ihm Schwind, der von Geist und Wort seiner Wiener Mundart noch kein Tüpfelchen verloren hatte, «dös ist net z'lang, aber Sie san z'kurz dafür!»

RÖMISCHES TAGEBUCH

Die Rolle der Kamarilla

Schicksalstage der Ewigen Stadt / Aufgezeichnet von Adelheid Dehio

VIII.

Rom, Anfang August 1943

Wie man jetzt von allen Seiten hört, ist der Duce nicht nach seinem Landsitz Rocca delle Caminate in der Romagna gebracht worden, sondern nach der Verbrecherinsel Ponza, die schon mehrfach von den Briten bombardiert worden ist. Dort soll er ganz allein sein, weder Frau noch Tochter sind bei ihm. Die Reise ist über Gaeta gegangen. Die begleitenden Carabinieri sollen erzählt haben, der Duce sei den ganzen Tag wie ein Tier im Käfig herumgelaufen und habe wie von Sinnen geschrien: «Sono stato tradito, sono stato tradito!» (Ich bin verraten worden!) Dies ist gewiss übertrieben, aber sehr bezeichnend für das Empfinden des italienischen Volkes. Von anderer Seite hörte ich, dass Mussolini einen sehr edelmütigen Brief an seinen Nachfolger geschrieben habe. Es scheint, dass die persönliche Tragödie des Duce und die niedrige Behandlung, die er erfahren hat, in weiten Kreisen einen grossen Eindruck gemacht haben. Auch sollen die Faschisten in den norditalienischen Städten nicht so widerstandslos gewichen sein, wie hier, sondern sich in den Fasciositzen verteidigt haben. Das sollte mich freuen. Wenn der Duce wirklich auf Ponza ist, so wäre es den Feinden gewiss nicht schwer, ihn von dort zu rauben und ihm als «Kriegsverbrecher» den Prozess zu machen. Welch ein entsetzliches Schauspiel wäre das für die Welt.

Ueber die politischen Hintergründe des Umsturzes wird natürlich sehr viel hin und her geredet. Es heisst, die Hofkreise, vor allem die Prinzessin von Piemont und der Hofminister Acquarone, hätten die Hand im Spiele gehabt. Sie sollen es verstanden haben, die Krise innerhalb der Partei, die nach der Besetzung Siziliens ausbrach, geschickt zu benutzen, um sich des verhassten Faschismus zu entledigen. Während der Kommandeur der Schwarzhemdenmiliz schon den Befehl hatte, die 19 gegen Mussolini opponierenden Grossratsmitglieder zu verhaften, wurde er selbst von Badoglio verhaftet, ebenso wie die wenigen Getreuen, die für den Duce gestimmt haben. Ciano, der trotz seiner verwandtschaftlichen Bindung an das Haus Mussolini mit dem Hof unter einer Decke gesteckt haben soll, lebt angeblich auf freiem Fuss in der Villa seiner Frau auf Capri. Gegen ihn richtet sich die allgemeine Wut und Verachtung, doch das ist nichts Neues. Gegenwärtig soll der König über die Prinzessin von Piemont Hausarrest verhängt haben, weil sie mit der Entwickelung nicht zufrieden sei und sich unehrerbietig über die neue Regierung geäussert habe. Der Name des Kronprinzen Umberto wird merkwürdigerweise nie genannt. Soll er für die Zukunft aufgespart werden? Viele meinen, die Casa Savoia würde diese Umwälzungen nicht überstehen.

Ferner heisst es, in den kritischen Tagen seien zwei italienische Divisionen aus verschiedenen Richtungen mit widersprechenden Befehlen auf Rom gerückt, und es sei ein Glück, dass sie aus verkehrstechnischen Gründen nicht früher angelangt seien, denn dann hätte es ein furchtbares Blutvergiessen und Bürgerkrieg gegeben.

Die Zeitungen fahren fort, die «Freiheit» in allen Tönen zu preisen und die gestürzten «Unterdrücker» zu schmähen. Aber der Zwiespalt, vor dem die neue Regierung steht, findet seinen anschaulichen Ausdruck in den Maueranschlägen, wie man sie z. B. auf der Piazza Colonna dicht nebeneinander lesen kann: «Evviva l'Italia libera!» Es lebe das freie Italien! — und daneben die strengen Verordnungen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, wie sie unter dem Faschismus nicht nötig geworden waren.

Von halb zehn Uhr abends ab hat die Stadt, die sonst in den heissen Sommernächten so belebt war, ein friedhofsmässiges Aussehen wegen der Sperrstunde, dem verhassten «coprifuoco». Man hört nur die Schritte der Soldatenpatrouillen und vereinzelte nahe und ferne Schüsse. Einige Male bin ich auch durch das Vorbeirasseln von Panzerwagen geweckt worden.

(Die Reihe wird fortgesetzt)

Aus vergilbten Blättern

Von RUDOLF v. EICHTHAL

Offiziers-Schicksale vor dem Grossen Krieg

(1. Fortsetzung)

«Der Grossteil des Betrages zirka achttausend Kronen, entfällt auf das Büfett, beigestellt von Hawelka in Krakau1); Bier, Wein Champagner, Kanapkis2), Delikatessen, Schnäpse. Der Rest auf den Kotillon, Blumen, Damenspenden, Einladungen und sonstige Kleinigkeiten.»

«Teufel, Teufel! Achttausend Kronen nur auf Essen und Trinken! Allerhand Hochachtung!» sagte der Rittmeister.

«Nun, und würde sich dieser Posten nicht verringern lassen?» fragte ein anderer Rittmeister.

«Freilich», warf der Regimentsarzt Dr. Ruhig ein, «schad um das viele Geld. Wie wär's, wenn man möchte geben Freibüfett nur für die Herren vom Regiment? Die anderen Gäste sollen zahlen.»

«Nein, nein Doktor, das geht nicht. Möchtest du der Fürstin Ponikowska oder einer andern Dame zumuten, in unserer Messe das Portemonnaie herauszuziehen?»

«Ehih — ehih!» machte in diesem Augenblick sehr vernehmlich der Conte. «Ich habe die Herren reden lassen, ohne sie zu unterbrechen. Selbstverständlich sind alle diese Vorschläge barer — ehih, ich meine nicht diskutabel. Das einzig Mögliche ist, dass wir, wie bereits erwähnt, diese Bagatelle auf uns nehmen und das Repräsentationsfest des Regiments auch heuer so glänzend gestalten wie in den früheren Jahren, wenn nicht noch glänzender.»

«Paardon!» liess sich die tiefe Stimme abermals vernehmen. «Paardon, Herr Oberstleutnant, wenn ich schon wieder dreinrede. Aber ich glaube, es ist doch notwendig, dass wir uns vorher über die Aufteilung dieser ‚Bagatelle' klarwerden. Wir sind hier in der Stabsstation gegen fünfundzwanzig, mit den detachierten Eskadronen zusammen sechsunddreissig Herren. Wenn ich mit meiner schwachen Mathematik nicht irre, so kommt demnach auf einen Herrn, grob gerechnet, die Bagatelle von — rund dreihundert Kronen.»

«Ehih — ehih!» fiel ihm hier der Oberstleutnant gereizt ins Wort. «Ich möchte dich bitten, lieber Precheysen, mich doch gefälligst ausreden zu lassen und zu bedenken, dass die Umstände, die du hier aufwirfst, selbstredend auch von mir bedacht worden sind. Gewiss ist der Betrag, der auf den einzelnen entfällt, ein scheinbar hoher. Aber wenn man bedenkt, dass die Beiträge nach der Gagekrone bemessen werden, wobei auf den Herrn Obersten und mich der Löwenanteil entfällt, während die übrigen viel billiger wegkommen, wenn —»

«Paardon!» liess sich die Stimme ein drittesmal vernehmen. «Paardon, lieber Rechnungsführer, könntest du uns schnell sagen, wie viel da, ganz grob, auf den Herrn Oberstleutnant und auf einen Leutnant entfällt?»

«O ja!» entgegnete der Gefragte. «Viere — sechse — zehne — also auf den Herrn Oberstleutnant rund fünfhundert Kronen und auf den Leutnant rund zweihundert Kronen.»

«Danke sehr, stimmt auffallend. Nun, Herr Oberstleutnant, möcht ich mir doch die Frage erlauben, wie du dir das vorstellst, dass unsere Subalternen rund zweihundert Kronen, also fast zwei Monatsgagen, für einen Ball zahlen sollen? Na — Prix, Baudricourt, Fürnkrantz — sagts selber, seids ihr das imstand?»

Die Angerufenen schwiegen verlegen.

«Na, also! Und ich selber: ich gestehe ganz offen, Herr Oberstleutnant, dass ich einen Betrag von rund dreihundert Kronen auf keinen Fall entbehren kann.»

«Ja, aber bedenke doch, lieber Precheysen, dass —»

«Verzeih, verehrter Herr Oberstleutnant, ich bedenke alles: aber ich weiss nur, dass das ganz ausgeschlossen ist. Du bist noch nicht lange genug im Regiment, Herr Oberstleutnant, und bist vielleicht auch mit den hiesigen Verhältnissen noch nicht genügend vertraut —»

«Oho!» tönte es vom Vorsitz her im Diskant, während scharfe Blikke auf den kühnen Redner schossen.

«— nicht genügend vertraut, um unsere Vermögenslage voll zu würdigen. Wir sind kein reiches Regiment, trotz des Prinzen und der acht Grafen, die unsere Rangliste schmücken. Die Mehrzahl der Herren sind arme Teufel mit zwanzig Gulden Zulage, einige sogar ganz ohne Privatmittel. Ich muss daher, so leid es mir tut, namentliche Abstimmung beantragen.»

Jetzt riss dem Conte die Geduld. «Und ich muss dh, lieber Precheysen, nun aber doch zu bedenken geben», stiess er, sich mühsam beherrschend, in spitzigem Tone hervor, «dass ich hier auf Befehl des Regimentskommandos den Vorsitz führe und nicht du, und dass ich selber genau weiss, was ich zu tun habe. Zwar erachte ich eine Abstimmung für unnötig, da ich sicher zu sein glaube, dass alle Herren, die auf den Ruf des Regiments halten, für meinen Antrag stimmen werden. Aber um dem Wunsch des Herrn Rittmeisters von Precheysen zu entsprechen, bin auch ich für die namentliche Abstimmung. Der Herr Oberleutnant Saltzmann wird die Güte haben, die Stimmzettel vorzubereiten. Vorher möchte ich aber die Herren nochmals darauf aufmerksam machen —»

Es folgte noch eine mit zahlreichen «Ehihs» garnierte eindringliche Aufforderung, doch zu bedenken, was die gräflichen Herrschaften aus Zolynia, Glógow, Tyczyn und Kanczuga, was insbesondere sie, Ihre Durchlaucht die Fürstin Edmonde Ponikowska, die erlauchte Gastfreundin des Regiments, sagen würde, wenn heuer kein Offiziersball stattfände, dass dies in der ganzen Umgebung, auf allen Schlössern und Herrenhäusern als Mangel an Gastfreundschaft und Knauserei betrachtet, ja vielleicht gar mit Abbruch der Beziehungen beantwortet werden könnte usw.

Dann fand die Abstimmung statt.

Sie ergab dreiundzwanzig «Nein» gegen ein «Ja», das des Oberstleutnants.

Der wurde krebsrot vor Zorn. Aber er bezwang sich und sagte: «Gut — ehih — ehih! Ich werde dem Herrn Obersten den Beschluss des Offizierskorps melden. Die Folgen werden sich zeigen.

Ich habe nun noch — ehih — ehih —, so contre coeur mir dies auch geht, im Auftrage des Herrn Regimentskommandanten folgendes mitzuteilen:

Heute beim Rapport hat eine Deputation der Unteroffiziere des Regiments die Bitte vorgebracht, im heurigen Fasching nach dem Muster der Monturaccoli-Dragoner einen Unteroffiziersball veranstalten zu dürfen, wozu die Herren mit ihren Damen gehorsamst eingeladen werden würden. Ich weiss nun zwar nicht, wozu die Leute einen Ball brauchen — sie sollen sich lieber um ihren Dienst kümmern —, und insbesondere weiss ich nicht, was wir Offiziere bei so einer Veranstaltung zu suchen haben —»

«Paardon!» liess sich die tiefe Stimme hier abermals vernehmen. «Paardon, dass ich wieder unterbreche, Herr Oberstleutnant! Es ist ja gewiss sehr unschön von mir aber ich muss schon wieder um Erlaubnis bitten, meine gehorsamste Ansicht äussern zu dürfen. Ich kenne die Idee der Unteroffiziere schon einige Zeit und finde sie gar nicht so absonderlich. Die Leute haben eben gehört, dass es solche Veranstaltungen bei anderen Regimentern gibt und wollen ihren Kameraden nicht nachstehen. Mein Gott — sollen sich die armen Kerle, die doch wirklich sonst kein Honiglecken hier haben, halt auch einmal unterhalten. Und was schliesslich die Teilnahme der Offiziere anbelangt: auch daran finde ich nichts so Besonderes. Ich zum Beispiel würde mit meiner Frau gleich hingehen. Wie die anderen Herren darüber denken, weiss ich natürlich nicht —!»

«Ja, ja, ja! Ich geh! Ich auch! Ich auch! Warum denn nicht? Aber natürlich! Selbstredend! Alle gehen wir!» tönte es durcheinander. Besonders die jüngeren Herren, die so etwas noch nicht mitgemacht hatten und hinter der neuen Idee eine «Mordshetz» witterten, stiessen einander lachend an und waren mit des Rittmeisters Vorschlag jubelnd einverstanden.

«So?» sagte der Conte mit erstauntem Gesicht. «Nun, dann ist ja alles in schönster Ordnung und ich wünsche den Herren zum Kotillon mit der Frau Wachtmeister Stankiewicz bestes Amüsement. Dem Herrn Obersten werde ich also melden —»

«Dass das Offizierskorps der Einladung der Unteroffiziere mit Vergnügen folgen wird», ergänzte der Rittmeister seelenruhig. «Ferner stelle ich den Antrag, dass jeder Herr dem Ballkomitee freiwillig den Betrag von — sagen wir — zwanzig Kronen als Beitrag zur Deckung der Unkosten zur Verfügung stellt —»

«Abstimmen!» rief der Oberstleutnant im höchsten Diskant.

«Ich gehe hundert!» rief einer der Offiziere. «Ich fünfzig! Ich dreissig! Ich auch dreissig!» riefen andere. Der Rechnungsführer notierte. Im Nu war ein Betrag von nahezu tausend Kronen beisammen.

(Fortsetzung folgt)

1) Weltberühmte Feinkosthandlung
2) Belegte Brötchen.

Rätsel

SILBENRAETSEL

Aus den Silben:
a ad bar bo den dorn droh
e e fei gaf ger go horst id
ke lan lei len li ling muk ne
ne ne nei ni ni pi po rhonn
ri ros rot si sper ta u uh
sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben eine philosophische Betrachtung nennen.

1. Biene 2. sudetendeutsche Stadt, 3. mathematische Figur, 4. Fisch, 5. einheimischer Baum, 6. Vogel, 7. tropischer Baum, 8. ital. Opernkomponist, 9. Vorort von Hamburg, 10. Brückenheiliger, 11. Segelstange, 12. griech. Sagengestalt, 13. Gebetsform, 14. german. Volksstamm. (st = ein Buchstabe)

SONDERBARE REISE

Wie kommt man auf die einfachste Weise von «Tirol» nach «Turin»? Man ändere für jedes Zwischenwort einen Buchstaben des vorangegangenen Worts unter beliebiger Stellung der übrigen Zeichen:

T I R O L
— — — — — Berggeist
— — — — — Haarlocke
— — — — — Weibl. Kurzname
— — — — — Schlangenart
— — — — — Geplanter Reiseweg
— — — — — Name einer Spielkarte
— — — — — = TURIN

WER RIET RICHTIG?

Die Lösungen der Rätsel vom letzten Sonntag:

Silbenrätsel: 1. Dame, 2. Eimer, 3. Rösselsprung, 4. Ananas, 5. Udet, 6. Feile, 7. Samland, 8. Chianti, 9. Undine, 10. Beelzebub, 11. Irland, 12. Säge, 13. Tauber, 14. Doberitz, 15. Ebbe, 16. Rührei, 17. August. — *Der Aufschub ist der ärgste Dieb der Zeit.*

Rätselhafte Schrift:

Was zerrissen und zerschmissen,
Such' aufs neue zu beginnen:
Ist der Spinne Netz zerrissen,
Fängt sie wieder an zu spinnen.

BIBLIOTECA COMUNALE DI TRIESTE

Wirtschaft

Neue Herstellungsregelung für Zigarren

Der Leiter des Produktionsausschusses Zigarren hat in einer Anordnung vom 27. September die Herstellung von Zigarren neu geregelt. Für den Verbraucher ist folgendes von Interesse: Es ist geboten, Zigarren in der Preislage von über 20 Rpf. und Stumpen bzw. Zigarillos von über 10 Rpf. (Kleinverkaufspreis ohne Kriegszuschlag) mit anderen als Tabaksaetabak zu decken. Zigarren dürfen nicht in mehr als 25 Farben sortiert oder beringt werden. Zigarren mit höherem Nettovesandgewicht als 5,5 kg je 1000 Stück dürfen nicht mehr hergestellt werden. Ab 1. November dürfen Zigarren, Zigarillos und Stumpen nur noch zu den Kleinverkaufspreislagen 6, 10, 15, 20 und 30 Rpf. ohne Kriegszuschlag hergestellt und banderolliert werden. Vorhandene Bestände können noch bis zum 31. Dezember d. J. in den vorigen Preisklassen banderolliert werden.

Es ist ferner die Herstellung und Verwendung von Aussatz, Beränderung der Kisten mit Streifen, Aufdrucken und ähnlichen Ausstattungsteilen ohne Rücksicht auf die Preislage untersagt. Nur folgende Ausnahmeeinheiten dürfen verwendet werden in der Preislage zu 10 Rpf. für 100 Stück, in der Preislage zu 10 Rpf. ebenfalls für 100 Stück, in der Preislage zu 15 Rpf. für 50 bis 100 Stück, in der Preislage zu 20 Rpf. für 50 Stück und in der Preislage zu 30 Rpf. für 25 und 50 Stück. Für Stumpen ist die bisherige Zehnerpackung mit Papierumhüllung zugelassen. Vorhandene Fertigpackungen dürfen aufgebraucht werden.

Hollands Emigranten ernüchtert

Die rapide Verschlechterung der allgemeinen Wirtschafts- und Versorgungslage in den von den amerikanischen und englischen Truppen besetzten Gebieten Italiens und Frankreichs sowie die beginnende Hungersnot in Belgien haben auf die holländischen Emigranten in London stark ernüchternd gewirkt. Sie geben jetzt offen der Befürchtung Ausdruck, dass Holland im Falle einer Eroberung durch die alliierten Truppen einer wirtschaftlichen Katastrophe entgegengeht.

Englisches Schweinesterben

Für die englischen Schweine und das englische Geflügel ist der Krieg bereits «katastrophal» geworden, lässt sich einer Meldung des britischen Nachrichtendienstes entnehmen, wonach sich deren Zahl fast halbiert hat. Die Anzahl der Schafe in England habe gegenüber den Vorkriegsjahren dagegen erst um 24 Prozent abgenommen. Höher liege nur die Rinderhaltung, die um 7 Prozent gestiegen sei.

Milch- und Fettwirtschaft gesichert

Im Vordergrund die Butter - 600000 ha für Ölsaaten

Anlässlich der Auszeichnung von Bauern aus allen Gauen des Reiches durch Reichsminister Backe sprach Diplom-Landwirt Boeck, der Geschäftsführer des Reichsmilchleistungsausschusses, über die Bedeutung der deutschen Milchwirtschaft, die den wichtigsten Faktor unserer Fett-Bilanz darstellt. 1943 wurde gegenüber 1942 eine Steigerung der Milchablieferung in den Molkereien um rund dreieinhalb Prozent erreicht, doch trat 1944 (Januar bis August) ein Rückgang um 2,4 Prozent ein, der namentlich auf die ungünstigen Witterungsverhältnisse zurückzuführen ist. Dieser Rückgang soll durch eine verstärkte heimische Erzeugung und vor allem eine erhöhte Marktleistung der bäuerlichen Betriebe ausgeglichen werden. In den letzten Jahren wurde bereits die heimische Fetterzeugung stark gefördert. Der Oelsaatenanbau wurde von 5.000 ha im Jahre 1932 auf 520.000 ha im laufenden Jahre erweitert, und die Planung sieht für 1945 sogar eine Anbaufläche von 600.000 ha vor. Das gewonnene Oel wird in der Hauptsache in der Margarineherstellung verarbeitet, der auch der gesamte Anfall von Rindertalg zugeleitet wird. Der Ausfall der ausländischen Zufuhren an Rohstoffen für die Margarineherstellung, die zusätzliche Versorgung unserer Truppen an den Grenzen unseres Reiches und die Versorgung von Millionen Kriegsgefangenen und ausländischen Arbeitskräften hat die Kürzung der Fettration notwendig gemacht, die durch die zusätzliche Ausgabe von Fleisch und Wurst etwas ausgeglichen wird. Durch vergrösserte Schweinehaltung lässt sich eine Besserung unserer Fettversorgung nicht erzielen, da es an Futtermitteln fehlt. Die Hauptgrundlage unserer Fettversorgung ist und bleibt daher die Milchwirtschaft, denn aus ihr können zwei Drittel unseres Fettbedarfs während des Krieges sichergestellt werden. Der Anteil der an Molkereien gelieferten Milch, der zu Kriegsbeginn 40 Prozent betrug, wurde im letzten Jahre bis auf 75 Prozent erhöht. 1934 betrug der Anteil der Markenbutter an der gesamten Butterherstellung 36 Prozent. Dieser Anteil konnte bis 1933 verdoppelt und 1943 auf 85,4 Prozent erhöht werden. Voraussetzung für eine ordnungsmässige Ablieferung der Milch ist jedoch die Sicherstellung der hierfür erforderlichen Transportmittel.

Die gegenwärtige Versorgungslage stellt das Landvolk vor eine harte Bewährungsprobe. Der witterungsbedingte Rückgang in der Milchablieferung muss vom deutschen Landvolk durch erhöhten Lieferwillen ausgeglichen werden. Die anfallende Vollmilch muss praktisch bis auf den letzten Tropfen abgeliefert werden.

Deutsche Penicillinforschung

Die Erforschung des Penicillins, eines aus Pilzen gewonnenen und gegen eine Reihe von Krankheitserregern besonders wirksamen Heilmittels, das in der Presse durch Erwähnung der Arbeiten von Professor Morell auf diesem Gebiet bekannt wurde, hat in letzter Zeit in Deutschland bedeutende Fortschritte gemacht. Auf einer Arbeitsbesprechung, die kürzlich unter dem Vorsitz des Beauftragten für medizinische Forschung, des Generalarztes Dr. Rostock, stattfand, tauschten fast fünfzig Vertreter der Bakteriologie, der Biochemie, der Heilkunde und der chemischen Industrie ihre Forschungsergebnisse und Erfahrungen über das Penicillin aus. Es wurde eine Kommission gebildet, welche die Aufgabe haben wird, ein einheitliches deutsches Prüfungsverfahren und eine Masseinheit, die für Deutschland verbindlich sein soll, zu schaffen.

Umschau

DEUTSCHLAND

Gaskokssyndikat aufgelöst. Durch Verordnung des Reichswirtschaftsministers wurde das Gaskokssyndikat aufgelöst. Die Regelung von Selbstverbrauch und Absatz des Gaskokses ist der Reichsvereinigung Kohle übertragen worden.

SCHWEDEN

Schweden-Kredit an Finnland. Schweden hat Finnland einen Kredit von 150 Millionen Kronen zur Verfügung gestellt, welcher Betrag dazu bestimmt ist, die Bezahlung schwedischer Waren zu erleichtern, die nach Finnland ausgeführt wurden. U. a. will man Stahl exportieren, sowie Eisendraht, geschmiedete Eisenröhren, auch chemische und Textilprodukte, sowie Küchensalz, Kohle und Koks.

115 Milliarden Spareinlagen

Zur deutschen Sparwoche vom 28. Oktober bis 4. November

Vom 28. Oktober bis 4. November wird in Deutschland die diesjährige Sparwoche durchgeführt. Die Entwicklung der Sparkonten kann als ein Barometer des Vertrauens auf die Zukunft gewertet werden.

Die deutschen Sparer haben dieses Vertrauen in einer sehr eindrucksvollen Weise bekundet. Ihre Gesamtguthaben, bei allen Sparinstitutionen zusammengenommen, sind von etwa 29 Milliarden RM 1939 auf über 115 Milliarden RM 1944 angewachsen. Der Hauptteil davon entfällt auf die öffentlichen Sparkassen, deren Sparbuch-Einlagen in der Vergleichszeit von rd. 21 Milliarden auf über 80 Milliarden angewachsen sind. Doch ist die relative Zunahme der Sparkonten bei den anderen Sparinstituten besonders gross gewesen. Weite Volkskreise sind überhaupt erst im Kriege neu in die Reihen der Sparer eingetreten. Viele unterhalten gleichzeitig mehrere Sparkonten, sodass mittlerweile die bemerkenswerte Zahl von fast 70 Millionen Sparbuchinhabern erreicht worden ist. Bezeichnend ist vor allem das Anwachsen des Durchschnittsbetrages des einzelnen Sparguthabens von 500 bis 600 RM bei Kriegsausbruch auf nun 1100 bis 1200 RM. Besonders hervorzuheben, weil kennzeichnend für den hohen Grad des Vertrauens, ist die Feststellung der Kreditinstitute, dass auch in jüngster Zeit weder im Osten noch im Westen des Reiches irgendwelche merklichen Bewegungen bei den Sparkonten eintraten.

Rundfunk im Küstenland

Sonntag, 29. Oktober

Sender Triest. (M. 162,3 Kc/s 1140) 11: Opernmusik. 12: Mittagskonzert. 13.15: Mittagskonzert. 14.15: Allerlei von 2 bis 3. 17: Nachmittagskonzert. 20.20: «Das Land des Lächelns», Operette von Franz Lehar.

Sender Laibach. 10.15: Heimisches Schatzkästlein. 12: Mittagskonzert. 12.40: Deutsches Volkskonzert. 14.10: Grüsse aus der Heimat. 15: Heute so — morgen so. 16: Was sich Soldaten wünschen. 18: Unsterbliche Musik deutscher Meister. 19: Kleines Konzert. 20.15: Musik aus dem Reichsprogramm.

Amtliches

Verteilung gewässerter Kondensmilch

Die Direktion des Landes-Ernährungsamtes gibt bekannt, dass die Ration gewässerter Kondensmilch für die Zivilbevölkerung mit halben Deziliter festgesetzt ist.

Triest, den 29. Oktober 1944.

Der Direktor
(Gerardo Romano)

Bekanntmachung an Betriebs- und Hilfsmensen

Die Direktion des Ernährungsamtes teilt mit, dass die Betriebs- und Hilfsmensen der Stadt und der Provinz Triest von den Gutscheinen für Teigwaren der I. Woche des Monats November Gebrauch machen können, indem sie nur trockene Hülsenfrüchte bei der Firma Giuseppe Machnich, Via Valdirivo 13, beziehen.

Triest, den 28. Oktober 1944.

Der Direktor
(Gerardo Romano)

Aepfelverteilung

Die Direktion des Ernährungsamtes teilt mit, dass ab Montag 30. Oktober in den Obst- und Gemüseläden und in den Verkaufsstellen der öffentlichen Märkte eine Aepfelverteilung in folgendem Ausmasse stattfinden wird: 1 Kg. 1 für Personen von 19-65 Jahren; kg. 2 für Zivil- und Militärangehörige; kg. 2 für Personen von 0-18 sowie über 65 Jahre; für Kranke in den Spitälern und in den Kurhäusern.

Der Bezug erfolgt gegen die Entwertung des Anmeldezettels I des Bezugscheines I der Lebensmittelkarte für verschiedene Lebensmittel ausgegeben.

Die Zivilen- und Militärgenossenschaften müssen die ihnen gebührenden Mengen gegen vorherige Rücknahme der Gutscheine für die Genossenschaften durch das Lebensmittelkartenamt beziehen.

Der Preis ist wie folgt festgesetzt: Lire 13.— im Grossverkauf und Lire 16.— im Kleinverkauf.

Triest, den 28. Oktober 1944.

Der Direktor
(Gerardo Romano)

Zusätze für Schwer- und Schwerstarbeiter

Die Direktion des Landes-Ernährungsamtes gibt bekannt, dass die Nährmittelzusatzkarten der Schwer- und Schwerstarbeiter über 600 gr für die Monate September und Oktober nur zum Bezuge von Teigwaren berechtigen.

Triest, den 29. Oktober 1944.

Der Direktor
(Gerardo Romano)

Kino u. Varieté

* = Film in deutscher Sprache.

Triest

DEUTSCHES HAUS. 16 u. 19 Uhr: «Umwege zum Glück». *
FENICE. 14: «Leute der Luft». Auf der Bühne Varieté.
NAZIONALE. 14.15: «Die maskierte Geliebte» mit Lida Baarova.
EXCELSIOR. 14: «Die Husaren von Bergerac» mit Z. Szeleski, L. Szilassy
FILODRAMMATICO. Geschlossen.
SUPERCINEMA. 15.30: «Der Verbannte» mit J. Ekman.
ITALIA. 14: «Wirbel der Leidenschaft» mit O. Tschechowa.
IMPERO. 14: «Das Mädchen von Fano», B. Horney, J. Gottschalk *

Udine

PUCCINI. Revue u. Operettenensemble I.G.I. n. 1. 14.30 Uhr: «Santarellina; 18 Uhr: «Cin-Ci-La».
ODEON. 13: «Weisses Geschwader».
GARIBALDI. 13: «Mein Schatz».
IMPERO. 13: «Glückliche Reise». *
FRIULI. 13: «100 000 Dollar.»

Fiume

S. GIORGIO. 30.X: «Ein glücklicher Mensch» mit Ewald Balser. *

Laibach

KINO SLOGA. «Befreite Hände», mit Brigitte Horney, O. Tschechowa, C. Raddatz. *
KINO UNION. «Das jüngste Gericht» mit K. Skraup, H. Holt u. s. w. *
KINO MATICA. «Premiere», Zarah Leander, Karl Martell. *

Stellengesuche

Ehem. aktiver österr. Offizier, absolvierter höherer Mittelschüler, Akademiker, lange Praxis in Buchhaltung, vollkommene Beherrschung der deutschen und italienischen Sprache, sucht Verbesserung seiner jetzigen Anstellung. Adresse bei Unione Pubblicità.

Ingenieur, Elektrotechnik, Staatsexamen in Deutschland 1943. Sprachkenntnisse: deutsch, kroatisch, slowenisch, sucht entsprechende Stelle. Angebote unter Nr. 393 an die «Deutsche Adria-Zeitung», Triest.

Dolmetscher, perfekt deutsch-italienisch, gebildet, sucht ab sofort Stelle. Angebote unter Nr. 392 an die Deutsche Adria-Zeitung, Triest.

Verkäufe

Grammophon mit 12 deutschen Platten, Kofferschreibmaschine (Remington), zu verkaufen. Beim Portier, Via Brunner 10.

Ziehharmonika «Soprani», achtzig Basstasten, vier Stimmen, zu verkaufen. Razzieri, Donadoni 20.

Guter Ledermantel neu zu verkaufen. Via Rossetti 41, III. Stock, links.

Verloren

Aktentasche, Inhalt: Tabak, Pfeife, 1 Notizbuch, 1 Dose Fische und verschiedene Papiere am 25.10. verlorengegangen. Wiederbringer erhält Belohnung. Abzugeben Piazza dell'Ospedale Nr. 2, Garage.

Empfehlenswerte Gaststätten und Kaffees

in TRIEST

RESTAURANT BAR VITTORIA
Besitzer Romano Cinti
Via Valdirivo 36 Ecke Via 30 Ottobre
Beste deutsche und italienische Küche

Restaurant «Spatenbräu»
TRIEST
Via C. Ghega 7 - Telefon 80-31

CAFE' DANTE
VIA CARDUCCI Nr. 8
Täglich Konzert von 18 bis 22
Feinstes Gefrorenes

in GÖRZ

BAR VIATORI
KONDITOREI UND EISDIELE
GOERZ, Via Carducci 10

HOTEL EXCELSIOR
durch eigenen Hoteltunnel mit dem
Anhalter Bahnhof verbunden
BERLIN Fernruf: 195131
Eigentümer und Betriebsführer Curt Elschner

Gute Fachgeschäfte

in TRIEST

Damenmoden

Alles für die Dame
G. BELTRAME
CORSO E. MUTI

Lederwaren

G. GRAVA
Lederwarengeschäft
Piazza S. Antonio nuovo 4
Spezialgeschäft für Koffer, Aktentaschen und ähnliches

Tischlereien

KUNSTTISCHLEREI
Giulio SBOCCHELLI
Via della Tesa 14 - Tel. 90504
Spezialität: Schiffseinrichtungen, Büromöbel, Schlafzimmer u.s.w.

in GÖRZ

Blumen

GIUSEPPE BANDEL
Grosse Blumenauswahl
PIAZZA VITTORIA 6

Parfümerien

Parfümerie und Drogenhandlung
A. GEROMET
Corso G. Verdi 11

in FIUME

Pelzwaren

Aristide Lazzarini
FIUME, Corso 16
FEINSTE PELZWAREN
IN REICHER AUSWAHL

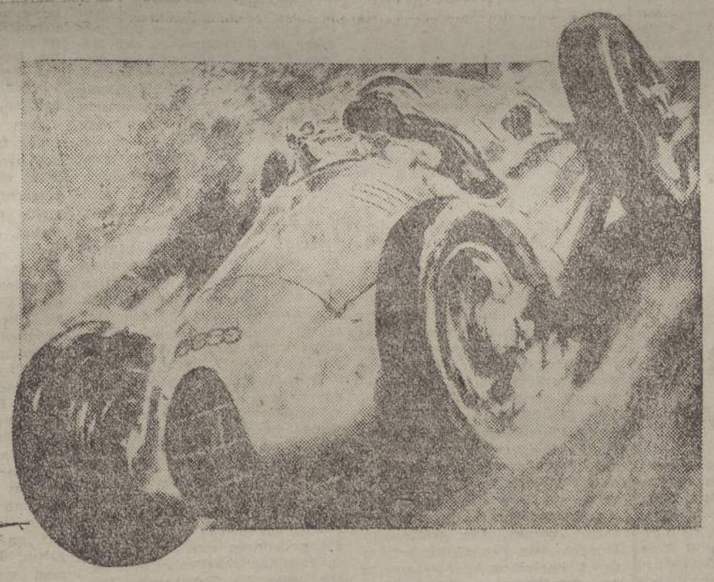
in POLA

Blumen

PUCHAR Francesco
POLA - Via Carducci 2
Blumenzucht und Blumenhandlung

Radio

Radio-Reparaturwerkstatt
VIA SERGIA 6
POLA



Der Krieg, der das Donnern der Motoren auf den grossen internationalen Rennstrecken jäh verstummen liess, hat auch dem siegreichen AUTO UNION-Rennwagen Halt geboten. Noch sind die gewaltigen Erfolge und Weltrekorde, welche die AUTO UNION als am Kraftfahrsport meistbeteiligtes Unternehmen der Welt errang und hält, in bester Erinnerung. Unvergessen bleibt das harte Ringen technischen und sportlichen Fortschritts um Bruchteile von Sekunden, das einst alle Welt in Spannung hielt, und bei dem es oft schien, als wäre die Automobiltechnik an einer Grenze angelangt, die eine weitere Steigerung nicht zuliesse.

Eine beispiellose Serie von Siegen war der zunächst sichtbare Erfolg! Mit jeder neuen Erkenntnis, jeder Verbesserung, mit der restlosen Beherrschung letzter konstruktiver Fragen aber dem Serienfabrikat von morgen und darüber hinaus der ganzen Kraftfahrt zu dienen, ist jedoch die grosse und eigentliche Aufgabe dieses rücksichtslosen Einsatzes!

Was rastloser deutscher Forschergeist und Fleiss geschaffen haben, kommt auch hier, wie auf den vielen anderen Gebieten, allen Völkern zugute. Auch heute, während Deutschland für Europas Zukunft kämpft, geht die Versuchsarbeit weiter! Unermüdlich arbeiten unsere Konstrukteure daran, die Motoren immer leistungsfähiger und die Fahrzeuge noch zuverlässiger zu machen. Nach dem Kriege aber wird der Rennwagen der AUTO UNION zu neuem Wettkampf um die Weltgeltung deutscher Technik antreten und seinen Siegeslauf fortsetzen.

AUTO UNION

Schrittmacher der Motorisierung

In der kundigen Hand des Arztes wurden deutsche Arzneimittel zu einem Segen für die europäische Volksgesundheit. Sie sind es auch heute. Millionen vertrauen ihnen und ...

Vertrauen ist der erste Schritt zur Gesundung!

BAYER

ARZNEIMITTEL

Musik aus dem Äther

Ein Blick hinter die «Kulisse» der Rundfunk-Operette / Von Hermann-Walter Döring

Der Sender Triest bringt in seinem heutigen Abendprogramm um 20 Uhr 15 in eigener Inszenierung Lehars Meisteroperette «Das Land des Lächelns». Unser Bericht gibt ein Stimmungsbild von einer der Proben, die der Aufführung vorangingen.

Eine Rundfunkoperette? Ich weiss, was du mir sagen willst. Sie ist dir nichts neues. Ungezählte Male schon hast du an gemütlichen Feierabenden vor deinem Radioapparat gesessen, nach Melodien suchend, die dein Herz erfreuen könnten. Und während du dann entlang der Skala durch die Weite der Welt bummeltest, hörtest du plötzlich eine vertraute Weise, erst leise noch und entfernt, dann lockte das Spiel deiner Hand am Einstellungsknopf sie näher, bis sie dich schmeichelnd umfing und du dich befriedigt in den Sessel zurücklehntest, den fernen und doch so nahen Melodien zu lauschen, dich von ihnen aus der Enge deines Zimmers in die beglückende Welt eines Strauss oder Lehar entführen zu lassen. Du hörtest eine Operette. Und mit ihren Klängen, ihren sprühenden Walzern, ihrem Liebesgeflüster und ihrer spritzigen Charmanterie, kehrten Erinnerungen und Vorstellungen bei dir ein, je, wie es dein Temperament oder deine Neigung dich hiess. Bist du ein Musikliebhaber, dachtest du wohl an eine besonders gelungene Aufführung, bist du ein älterer Herr, kamen dir vielleicht Erinnerungen an eine verschwiegene Loge, die vor Jahrzehnten eine reizende Frau, dich und ein grosses Glück barg, in deren dezentem Halbdunkel eine kleine, zarte Hand in der deinen lag, bist du noch jung, fiel dir gewiss eine gemütliche Weinstube ein, in der du nach dem Besuch eben dieser Operette mit «ihr» ein Glas Sekt trankest, bis du... ja, man könnte den Reigen solcher Erinnerungen fortsetzen, denn sie gehören in das Reich der Operette, werden von ihr genährt und angefacht.

Sylva Paliaga

Mit diesen Gefühlen lauschtest du wohl dem fernen Spiel, erträumtest gewiss auch den Ort der Handlung, die Pracht eines Salons in geräumiger Villa oder die Weiträumigkeit eines höfischen Spiegelsaals und ich muss dir recht geben, wenn du sagtest, dass all' dies nichts Neues mehr für dich ist, weil du es unzählige Male auf einer Bühne erschauen oder im Spiegel deiner Phantasie erblicken konntest.

Und doch hat eine Rundfunkoperette noch Geheimnisse für dich. Nicht nur, weil die alten und trotzdem ewig jungen Melodien schier unergründlich im Verschenken beglückender Empfindungen sind, weil sie stetig wechselnde Regungen wachrufen, nein, auch weil sie Unbekanntes verbergen das die Bühne des Theaters frei gibt, das dir am Lautsprecher verschleiert bleibt, weil das empfindsame Ohr des Mikrofons nur die Worte und Klänge vermittelt, nicht aber den Rahmen, aus dem sie kommen.

Seien wir darum einmal neugierig wie Kinder, die hinter der den Lautsprecher verdeckenden Stoffbespannung nach dem Sprecher suchen möchten, blicken wir einmal hinter die «Kulisse» des Rundfunkspiels und treten wir ein in die geheimnisschwangere Welt des Triester Sendehauses.

Was sich uns auf den ersten Blick darbietet, muss ernüchternd wirken. Träumten wir am Lautsprecher bei Lehars Melodien aus «Das Land des Lächelns» nicht von einem zierlich eingerichtetem barockem Salon in einer Wiener Villa? Täuschte das Spiel uns nicht die orientalische Buntheit chinesischer Welt vor? Was wir hier sehen, ist weit von dem entfernt. Die Weite eines nüchternen Saales empfängt uns, von Menschen angefüllt, wie wir ihnen täglich auf der Strasse begegnen, von einfachen Menschen in schlichten Bürgerkleidern, von Musikern mit ihren Instrumenten, von den Sängern des Chores, von den Solisten und den Schauspielern.

Vergeblich halten wir Ausschau nach einem chinesischem Prinzen oder einer reizenden Lisa. Nicht, als ob sie nicht da wären. Im Gegenteil, wir finden sie sogar doppelt und der Besucher hat die Wahl, sich unter den beiden Lisas oder den beiden Lis die Schönste auszusuchen, sich den sympathischsten Sou-Chong oder Gusti für seine Vorstellungen am Lautsprecher zu wählen. Nur, dass die beiden Sou-Chongs nicht als chinesische Prinzen vor ihm stehen, sondern in einem schlichten Sakko und dass die Lisas keine Generalstöchter vergangener Jahrzehnte sind, sondern nette junge Damen mit modischen Tüchern um den Kopf und mit ebenso modischen Kleidern angetan. Warum die Rollen mit zwei Personen besetzt sind? Schauen mir dem Spiel zu. Wir werden es bald merken.

Der Musikmeister hebt den Taktstock, eine Melodie klingt auf, eine altvertraute und wir erinnern uns, mit ihr wurde im Theater die Begrüssungsszene in der Wiener Villa des Grafen Lichtenfels eingeleitet. Aber was ist das? In einer Ecke des Saales steht eine Schauspielergruppe um ein Mikrofon und macht einen seltsamen Lärm. Sie unterhalten sich, sie begrüssen sich, sie machen Verbeugungen und scheinen sich Komplimente zuzuflüstern, sie gehen Arm im Arm hin und her, sind lustig, ausgelassen. Stört das die Musik nicht? Was sagt der Dirigent dazu? Er nickt ihnen ermunternd, hebt dann die Hand, gibt ein Zeichen und schon tritt die eine der beiden Lisas ans Mikrofon und unterhält sich mit Gusti. Ihr Vater, der alte General, fällt in die Unterhaltung ein. Wieder erleben wir eine Ueberraschung. Der General ist ein junger Mann von kaum dreissig Lenzen, aber er hat eine tiefe Bassstimme und wenn man die Augen schliesst und nur seinen Worten lauscht, ja dann ist der General, dann hat er etwas Väterlich-Sorgendes und etwas Exaktes in der Stimme. Die drei sprechen aber nicht nur ins Mikrofon, nein, sie unterhalten sich wirklich, sie nicken sich zu, sie machen elegante Handbewegungen und vornehme Verbeugungen, sie unterstreichen das Gesagte mit Geste und Mimik, sie leben ihre Rolle, als schauten tausende ihnen zu.

Mario Carlin

Ein Walzer klingt auf. Der General bittet seine Gäste zum Tanz und die Umstehenden, bis jetzt in Gespräche vertieft oder lachend beieinanderstehend, beginnen nun wirklich zu tanzen oder tun als ob sie tanzten, indem sie ihre Füsse auf dem Boden hin und her schieben und so die Geräusche des Tanzen hervorrufen. Der Dirigent hebt wieder die Hand, zeigt auf die zweite Lisa, die bis jetzt achtlos beiseite stand, gibt schliesslich den Einsatz zum Singen. Und Lisa singt. Jetzt steht die erste Lisa müssig beiseite und blättert in ihrem Rollenbuch. Begreifen wir nun den Sinn der doppelten Besetzung? Während die eine Darstellerin die Rolle singt, wird sie von der anderen gesprochen. Warum das so ist? Mit dieser Lösung, übrigens eine neue, erst wenig angewandte, will man einem schwierigen Problem begegnen. Gute Sängerinnen und Sänger sind zumeist weniger begabte Schauspieler oder besser gesagt, Sprecher. Beim Rundfunk jedoch, wo dem Hörer der Ort der Handlung nicht durch eine bildhafte Kulisse dargestellt werden kann, muss der Spielleiter ganz besonderen Wert auf die Auswahl der Sprechenden legen, da durch den wechselnden Tonfall ihrer Stimme, oft durch die kleinste Nuancierung, dem Hörer die Szene verbildlicht werden kann. Wir sehen aus der kurzen Szene, wieviel Schwierigkeiten sich hinter dem Singspiel verbergen, das aus dem Lautsprecher so leicht und beschwingt zu uns findet. Und doch kennen wir noch nicht alle Probleme, die eine Rundfunkoperette ihren Gestaltern aufzwingt. Wohnen wir einmal einer Probe bei, interessieren wir uns für die Mühen und Lasten, die allen Mitwirkenden auferlegt sind.

Musikmeister Cipci

Da ist zunächst einmal Musikmeister Cipci mit seinem grossen Rundfunkorchester. Er hat seine Spieler nicht um sich gruppiert, wie wir es aus dem Theater kennen, sondern die einzelnen Instrumentalgruppen auf die Weite des Saales verteilt, damit die Posaunen im Lautsprecher die Geigen nicht übertönen, die Klarinetten auch vor den Waldhörnern zur Wirkung kommen können. Maestro Cipci ist hier aber nicht nur Herr und Gebieter über sein Orchester. Er leitet auch die Einsätze der Sprecher und Sänger, er hat neben den Notenblättern das Rollenbuch und wenn man ihm zusieht, ist er beim Dirigieren die sprühendste Lebendigkeit.

Und die Darsteller? Da ist zunächst einmal Sylva Paliaga, die die Rolle der Lisa singt, während Clara Marini sie spricht. Wer glaubt, dass die Aufgabe der Sopranistin dadurch leichter geworden sei, dass sie nicht schauspielern, sondern nur singen braucht, irrt. Singen vor dem Mikrofon ist eine eigene Sache. Da muss man genau auf den Abstand von der kleinen, horchenden Muschel achten, muss, je nachdem, ob man hoch oder tief singt, einen Schritt näher an sie heran treten oder sich von ihr entfernen. So geht es auch der Soubrette Laura Barbieri, die die Rolle der Mi übernommen hat, während Isa Lauri sie spricht, so geht es den Tenören Mario Carlin, der die Partien des Sou-Chong singt und Mario Lari, der den Liedern des Gusti seine Stimme leiht.

Beobachten wir einmal eine Szene aus der Probe. Meister Cipci dirigiert. Seine Bewegungen sind hier kraftvoller, als wir sie aus dem Theater kennen. Seine Blicke pendeln im dauernden Wechsel zwischen Notenheft und Rollenbuch, zwischen Musikern und Schauspielern hin und her. Seine Hände weisen Ziffern, sein Finger legt sich beschwichtigend auf den Mund, dann nickt er den Sprechern am Mikrofon zu und Furio Larici spricht die Rolle des Gusti. Er unterhält sich mit seiner Partnerin, himmelt sie nicht nur mit dem Wort an, sondern auch mit den Augen, der Mimik und Gebärde. Der Spielleiter unterbricht die Szene, erklärt, verbessert den Ausdruck.

Wieder setzt das Orchester ein. Mario Lari und Sylva Paliaga treten aus Mikrofon, singen ein Duett. Der Einsatz hat nicht geklappt. Meister Cipci klopft ab, gibt Hinweise, erklärt, alles in seiner humorvollen, trockenen Art. Man lacht, beginnt von Neuem. Plötzlich eine Stimme aus dem Hintergrund, eine Tür fällt ins Schloss, man muss abermals abbrechen. Sendeleiter und Toningenieur kommen aus der Abhörzelle, sagen, dass Mario Lari seine Partnerin beim Duett im Lautsprecher übertönt. Mario muss einen halben Schritt weiter vom Mikrofon zurücktreten. Ein Techniker nimmt ein Stück Kreide, zeichnet einen kleinen Kreis auf das Parkett, schreibt den Namen Marios hinein und der Sänger weiss, auf welchem Fleck er bei dieser Szene zu stehen hat. Auf diese Weise entstehen rings um das Mikrofon eine Menge weisser Kreidestriche, wichtige Hilfsmittel, mit denen die einzelnen Stimmen aufeinander abgestimmt werden.

Mario Lari

Zeichn. Zenzinger

Es wird weiter geprobt. Und immer wieder ergeben sich Mängel, man muss erneut unterbrechen, erklären, technische Feinheiten ausklügeln, muss den Standort des Chors auswechseln, probieren, ändern, bis, ja bis eine Szene endlich so sauber und makellos aus dem Lautsprecher in der Abhörzelle klingt, wie du sie daheim am Rundfunkgerät erlauschst.

Zwischen dem Beginn der Einstudierung und dieser Vollendung liegt eine mühevolle Arbeit, an der der Musikmeister ebenso wie seine Musiker, die Sprecher wie die Sänger, der Toningenieur wie der Spielleiter beteiligt sind. Erst aus aller Arbeit erwächst das fertige, melodische Werk, dass dich in deinem Heim umfängt und aus dem Alltag in selige Gefilde des Traumes, der Vorstellungen und Erinnerungen führt.

Sind dir diese Phantasiegebilde durch mein Ausplaudern der Mikrofon-Geheimnisse zerstört? Ich glaube es kaum. Setz dich heute abend an dein Rundfunkgerät, schalte Triest ein und höre sie singen und sprechen, lachen und weinen, alle die, von denen wir sprachen und du wirst dich trotzdem in die Welt unseres Meisters Lehar versetzt fühlen, wirst trotzdem von dem kleinen barocken Salon in einer Wiener Villa und von der Buntheit eines chinesischen Schlosses träumen, oder du wirst dich wieder an jenen Abend in dämmriger Loge erinnern, an die Weinstube vielleicht — auf jeden Fall aber, hör sie an, ernte das gelungene Werk ihrer mühevollen Arbeit.

Laura Barbieri

UNSER AUSLANDSBERICHT

Reise durch das Hungerland

Ein Inder schildert die Not seines Volkes

Das furchtbare Ausmass der durch die britische Ausbeutungspolitik in Indien verursachten Hungerkatastrophe der letzten Jahre wird jetzt durch eine Buchveröffentlichung des indischen Politikers Narayan gekennzeichnet, die unter Umgehung der scharfen britischen Zensur nach den USA gelangte — allerdings nur in einem Exemplar — wie die Zeitschrift «Asia and the Americans», die darüber eingehend berichtet, mitteilt. Narayan enthüllt darin, dass die Zahl der Todesopfer dieser Hungerkatastrophe um viele Millionen Menschen höher ist, als selbst die weitestgehenden Schätzungen vermuten lassen. Allein im der Provinz Bengalen starben im November 1943 im Durchschnitt in der Woche über 100 000 Personen. Selbst einer der leitenden britischen Militärärzte Indiens, Sanitätsoberst Osborne, sah sich gezwungen, öffentlich einzugestehen: «Wer die Ausbreitung und die Verwüstungen des Hungers in Indien betrachtet, kann nicht anders, als sich in tiefster Seele über unseren verbrecherischen britischen Stumpfsinn beschämt zu fühlen!»

«Seit mehr als einem Jahr geht das Hungersterben», so legt Narayan dar, «unaufhaltsam fort, und die Volkskraft Indiens wird systematisch hingeopfert.» Beispiellos erschütternd ist die Darstellung einer Reise Narayans nach Südindien, die von der USA-Zeitschrift im Wortlaut wiedergegeben wird. Der Inder schildert darin, wie er auf einem schmalen Kanal fuhr und überall an den Ufern kilometerweit nichts als Schädel und Skelette sah, die oft noch an ihren aus Bambus geflochtenen Totenbahren festgebunden waren. Hunde und Vögel hatten das wenige Fleisch, das an den Leichen gewesen war, abgefressen. Bei dem Massensterben war es den Menschen nicht mehr möglich gewesen, ihre verstorbenen Angehörigen zu verbrennen. Sie hatten dazu auch nicht mehr über genügend Brennmaterial verfügt. So hatten sie sie einfach, tot oder auch erst sterbend, an die Flüsse und Kanäle gebracht. Die Ufer, so schliesst dieser grauenvolle Bericht, sahen aus wie ein endlos verlassenes Schlachtfeld.

Diesem beispiellosen Elend, dem ganze Provinzen zum Opfer gefallen sind, stellt Narayan die zynische Bemerkung des britischen Indienministers Amery gegenüber, der noch, als der Hunger bereits von Provinz zu Provinz griff, im britischen Unterhaus ironisch erklärte, es gebe in Indien keine Hungersnot, und wenn, was nicht zu leugnen sei, Lebensmittelverknappung bestände, so sei das nur darauf zurückzuführen, dass die indische Bevölkerung zuviel gehamstert habe.

IM BLICKFELD DER ADRIA

TRIEST

Trauerfeier in Opicina

Unter starker Anteilnahme von Partei, Wehrmacht und der Behörde des Obersten Kommissars in der Operationszone Adriatisches Küstenland fand am Samstagvormittag die Trauerfeier für den auf einer Dienstfahrt durch feige Banditenhand gefallenen Leiter der Abteilung Justiz beim Deutschen Berater in Fiume Dr. Gerald Mosser statt. Nach einleitenden Worten von Pg. Hauser nahm Kreisleiter Pfeiffer ergreifenden Abschied von dem Kameraden und Menschen Pg. Dr. Mosser. Mit ihm ging nicht nur ein guter Kamerad und treusorgender Vater seiner Familie, sondern auch ein treuer Gefolgsmann des Führers, der schon früh den Weg zur Bewegung fand und dadurch manche Unbill erleiden musste, dahin. Kreisleiter Pfeiffer schloss mit dem Gelöbnis, das Streben und Wollen des Toten fortzusetzen, die Fahne weiter hoch zu halten, damit das ewige Deutschland, für das auch Dr. Mosser sein Leben hingab, weiterlebe.

Nach der Weise «vom guten Kameraden» und den Ehrensalven legte Dienstleiter Rogalski den Kranz des Gauleiters nieder. Weitere Kranzniederlegungen erfolgten u. a. durch Kreisleiter Pfeiffer im Namen der NSDAP, durch den Deutschen Berater in Fiume NSKK Oberführer Dr. Pachnek und durch Bereichsleiter Dr. Messiner im Namen der engeren Kameraden und Mitarbeiter Dr. Mossers.

Heute Sinfonie-Konzert

Heute um 17.30 Uhr findet im Verdi-Theater das Sinfonie-Konzert unter Luigi Toffolo statt. Auf dem Programm stehen Werke von Mozart, Liszt, Tschaikowsky und Ilersberg.

Beim Essen erstickt

Eine 34jährige Frau wurde gestern abend mit einem Auto in das Krankenhaus eingeliefert, wo sie jedoch sofort nach der Ankunft den Erstickungstod starb. Der unglücklichen Frau war beim Essen ein Stück Fleisch in der Kehle steckengeblieben, das ihren Tod verursachte.

GOERZ

Wagen und Zugtiere anmelden

Alle Eigentümer von zwei- und vierrädrigen Wagen sowie aller Arten von Zugtieren sind verpflichtet, diese bei der Gemeinde zu melden. Die Anmeldung muss bis 10. November 1944 erfolgen und in doppelter Ausfertigung vorgelegt werden, da eine Ausfertigung als Empfangsbestätigung dient. Zuwiderhandelnde werden nach den entsprechenden Verordnungen bestraft.

Für den Kriegsarbeitsdienst gültige Bestätigungen

Alle männlichen Einwohner, die sich aus irgendeinem Grunde in der Gemeinde Görz aufhalten, müssen sich bis 31. Oktober im Besitze einer den Kriegsarbeitsdienst betreffenden Kennkarte befinden. Gültig sind nur folgende Bestätigungen: A) Gelbe Bestätigung für diejenigen, die arbeitsdienstpflichtig sind. Diese Bestätigung muss dem Arbeitsamt jeden 5. Tag zur Abstempelung vorgelegt werden. B) blaue Bestätigung für die in kriegswichtigen Betrieben arbeitenden Männer. C) graue Bestätigung für diejenigen, die vorläufig zurückgestellt sind. D) rosa Bestätigung für die, die von einem deutschen Arzt als untauglich befunden wurden. Die männlichen Einwohner der Gemeinde Görz, die nach dem 31. Oktober bei einer Polizeikontrolle nicht eine dieser Bestätigungen vorweisen können, werden nach den verschärften Verordnungen der Kriegsgerichte abgeurteilt werden.

Alle weiblichen Einwohner im Alter von 18-40 Jahren, die sich aus irgendeinem Grunde in der Gemeinde Görz aufhalten, müssen sich, falls sie keine Kinder oder keine Beschäftigung haben, bis 31. Oktober beim Arbeitsamt auf dem Corso Verdi 32 melden. Personen, die dieser Verordnung nicht nachkommen und ohne einen Ausweis des Arbeitsamtes betroffen werden, werden nach den Verordnungen des Kriegsgerichtes abgeurteilt.

Aenderung in der Gasversorgung. Seit dem 28. Oktober wird Gas in normaler Stärke in den Abendstunden von 18.30 bis geliefert. Alle anderen Be rungsstunden bleiben unv dert.

FRIAUL

Kein Fahrzeugverkehr wäh der Sperrzeit

Der Präfekt der Provinz ordnet an: Ab Montag 30. O ber ist der gesamte Fahrve (Fahrräder, Wagen und Kra zeuge) in der ganzen Pr während der Sperrstunde ten. Vorgesehen sind fol Ausnahmen: 1) dringende öffentlicher Dienststellen, aufschiebbare wirtschaf Transporte; 3) sanitäre und dringende Rettungsdi Diesbezügliche Genehmig werden von der Quästur schriftliches Gesuch hin in dem die genauen Gründ Personaldaten, die Daten Kennkarte, die Daten über Verkehrsgenehmigung des eugs und der genaue R sowie die Genehmigung der schen Polizei enthalten müssen.

Grossfeuer in Carlin

In dem Vorort von S. di Nogaro, Carlino, brach a bekannten Gründen in den schobern und Stallungen Landwirtes ein heftiger aus, der schnell alle Wirts gebäude ergriff. Nur mit Mühe konnten einige Rind rettet werden. Der Schaden trägt über 1.000.000 Lire.

FIUME

Neuer Autobusfahrplan

Ab Montag, 30. d. Mts. der Fahrplan der Autobus Fiume-Abbazia-Laurana wie geändert: Von Fiume nach bazia: 6.—, 6.45, 7.30, 16.— 17.05, 18.15 Uhr. Von Fiume Laurana: 6, 7.30, 17.05 Uhr fahrten von Abbazia nach F um 6.20, 7, 8, 16.30, 17.30, und 18.45 Uhr. Abfahrten aus rana nach Fiume: um 6.45 17.55 Uhr. Abfahrt aus Vo nach Fiume um 15.30 Uhr. Abfahrten um 6.— und 6.45 in Fiume erfolgen von der za E. Muti, alle anderen von gomarina aus.

Einsatz für die Heima

Würdigung der Haltung der Bevölkerung der Operationszo

Die Bevölkerung des Küstenlandes hat dem Krieg noch keinen allzu grossen Tribut zollen müssen, sie ist vielmehr bisher, verglichen mit anderen Zonen und Ländern, verhältnismässig gut davongekommen. Selbst in den letzten Monaten, da die Kriegsfurie weitere Landstriche heimgesucht hat, die vom Kampf der Waffen verschont geblieben waren, spürte man in der Operationszone «Adriatisches Küstenland» kaum etwas davon, dass sich das gewaltige Ringen seinem dramatischen Höhepunkt nähert, wobei von Tag zu Tag von neuem Tausende und Abertausende in den Strudel gezogen werden. Hinter der Verteidigungslinie, die Kesselrings Truppen in Mittelitalien besetzt haben und mit unvergleichlicher Tapferkeit halten, vollzieht sich auch in diesem Gebiet das Leben in Bahnen, die man fast als normal bezeichnen möchte. Gewiss konnten die Einschränkungen in der täglichen Lebensführung auch vor den Bewohnern der Operationszone nicht Halt machen: viele mögen sie als störend und lästig, andere auch als hart empfinden. Wer aber den Blick in das von den Anglo-Amerikanern beherrschte Italien richtet, wird zugeben müssen, dass diese Einschränkungen gegenüber der Not und den Entbehrungen, die ihre Landsleute jenseits der Front leiden müssen, gering wiegen. Die zahlreichen Berichte von den Bedrückungen der italienischen Bevölkerung in dem feindbesetzten Gebiete, die nicht etwa eine Ausgeburt der deutschen Propaganda sind, sondern ausschliesslich aus gegnerischen und neutralen Quellen stammen, müssen langsam auch den verstocktesten Anglophilen zur Einsicht bringen. Wer aber das Heil vom Bolschewismus erwartet, wird durch die jüngsten Schilderungen aus den baltischen Ländern bzw. aus dem Südosten, die von den unsäglichen Drangsalierungen der Bevölkerung zu melden wissen, eines Besseren belehrt werden.

Das höchste Opfer, das Blutopfer, wird von der Bevölkerung der Operationszone zur Verteidigung ihrer Heimat nicht verlangt. Wenn unlängst eine Reihe Jahrgänge zur Kriegsdienstpflicht aufgerufen wurde, die nicht an der Front abgeleistet wird, so wird man diesen Beitrag zur gemeinsamen Kriegsführung, der der Sicherung des Raumes gilt, nicht als unangemessen bezeichnen können, man muss ihn vielmehr im Verhältnis zu den Opfern, die von Millionen heute verlangt werden, als bescheiden bezeichnen. Diese Kennzeichnung trifft auch für den Arbeitseinsatz zu, zu dem in den vergangenen Wochen weiteste Kreise der Bevölkerung der Operationszone «Adriatisches Küstenland» aufgeboten wurden.

Ist von deutscher Seite von vornherein auf die Belange des öffentlichen Lebens Rücksicht genommen worden, sodass es nirgendwo in der Versorgung der breiten Massen zu Stockungen gekommen ist, so wurde auch von dem einzelnen keine ungebührliche Belastung verlangt, zumal der Einsatz von Anfang an befristet war. Den wilden Gerüchten gegenüber, die damals, von ängstlichen oder böswilligen Gemütern ausgestreut, die Runde machten und die Einsatzfreudigkeit nicht gerade stärkten, haben die Einsatzpflichtigen inzwischen feststellen können, dass ihre Besorgnisse unbegründet waren. Gewiss mag die Improvisation, zu der man in den ersten Tagen gezwungen war, hier und da zu Unzulänglichkeiten geführt haben, aber die Erkenntnis, dass von den leitenden Stellen alles getan wurde, um das Los der Einsatzpflichtigen so zu gestalten, wie es die Verhältnisse nur eben zulassen, musste bald auch diejenigen verstummen lassen, die Unzufriedenheit zu säen suchten.

Nachdem die Arbeit in der Operationszone «Adriatisches Küstenland» seit mehreren Wochen im Gange ist, kann heute folgendes festgestellt werden: Die Einsatzpflichtigen, die zunächst nicht alle mit begeisterten Herzen gekommen sein mögen, haben die Erwartungen, die man von deutscher Seite im Vertrauen auf den gesunden Sinn der Bewohner der Küstenlande gehegt hatte, n enttäuscht. Sie haben ihre Pf getan, wie man es von Männ denen zum grössten Teil der ging mit der Hacke oder S fel fremd ist, erwarten kan haben sich auch, obwohl viel ihnen aus einer Lebens stammen, in der ihnen Un nung und Disziplin keine lichen Begriffe sind, gern und lig in die Gemeinschaft ein net. Dank ihres Einsatzes ko das Werk, zu dem sie verpfli wurden, einen guten Fortg nehmen.

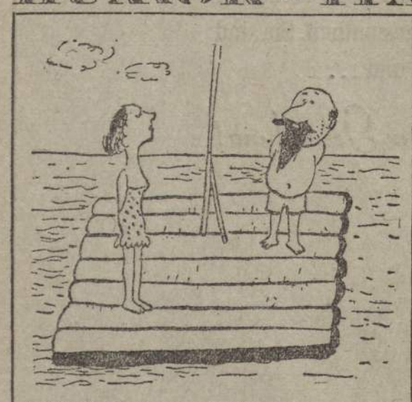
Man darf weiter mit Ge tuung feststellen, dass die A von den Einsatzpflichtigen nicht mehr als ein hartes betrachtet wird, sondern dass mehr und mehr das Bewuss festigt, zu ihrem Teil an Werk beizutragen, das Schutz ihrer Heimat und Familien gegen fremden Zu dient. Dieses Bewusstsein ha en, die sich ursprünglich «kommandiert» fühlten, dass holfen, sich leichter in die zeitlich — geänderten Lebens hältnisse hineinzufinden.

Die Bevölkerung der Op tionszone «Adriatisches Küs land» darf versichert sein, ihre einsatzbereite Haltung deutscher Seite anerkannt Sie hat bewiesen, dass der pell an den Gemeinschaftsg keine tauben Ohren gefu hat, und damit zu erkennen geben, dass ihr Sinn nicht, man hier und da anzuneh geneigt war, in kleinen Alltäg keiten erstickt war, sondern die grossen Fragen unserer wachgeblieben ist. Sie hat d zu ihrem Teil gezeigt, dass der Begriff einer europäis Solidarität, die sich gegen raumfremden Mächte des amerikanischen Kapitalismus des völkervernichtenden Bo wismus zur Wehr setzt, fremd ist. Das Gefühl, für Heimat und die Ihren an Bresche gestanden zu haben, ihnen nach Vollendung des kes der schönste Lohn für Mühen sein.

Dr. Horst Wa

HUMOR - ITALIENISCH GEWÜRZT

Zeichnungen aus «Quattrocentoventi» und «Com



Schiffbrüchige: «Wenn mein Bart noch um 15 Zentimeter gewachsen ist, dann kann ich Ihnen die Hose zum signalisieren geben.»

Diese Frauen: «Signora, das Haus ist fertig.» «Na ausgezeichnet! Und wie steht es mir?»

Im Irrenhaus: «Gehn wir nicht zu nahe an den da heran. Er bildet sich ein, er sei eine Handgranate, womöglich explodiert er!»

Falsch verstanden: «Was, Du hast Influenza und gehst ohne Schirm aus?» «Der Doktor hat mir «Tropfen» verordnet...»

Duell mit dem Filmschauspieler: «Entschuldigen Sie, könnte ich mich nicht durch mein Double ersetzen lassen?»

Anstrengende Liebe: «Ja, A netta, ich liebe dich mit all Kräften; und um dich noch mehr lieben zu können, mach ich gerade eine Kräftigungskur